

14 Jg.

Nr. 7



Eisab-land
Lothringer
Heimat



1

9

3

4

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Tél: 882

A-GUEIROARD

Étude,

Crée,

Réalise



Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Westermanns Monatshefte

Das soeben erschienene Juliheft beginnt mit dem Erstabdruck des neuesten Romans von Konrad Beste, dem unlängst mit dem Lessingpreis der Stadt Hamburg ausgezeichneten Dichter. Er erzählt von dem «vergnüglichen Leben der Doktorin Löhnefink», die als jungverheiratete Arztfrau von der Stadt aufs Land kommt und in einen Wirbel heiterer Erlebnisse und seltsamer Verlegenheiten mit Mensch, Tier und aller ungewohnten Dörflichkeit gerät. Der überaus humoristische Roman ist so recht geeignet zur Ferienlektüre. Für sommerliche Unterhaltung ist weiter gesorgt durch eine sehr wohlgelungene Nacherzählung einer türkischen Sage. In farbig illustrierten Beiträgen werden das künstlerische Schaffen des Malers Karl Hagemeister, sowie eine Anzahl ausserordentlich eigenartiger, seltener Pilzblumen geschildert. Aufsätze mit Aufnahmen in Kupfertief- und Buchdruck sind dem Hochseesport, einem wenig bekannten Vogelschutzgebiete in Estland den Waikariffen, und dem schönen Städtchen Stein am Rhein gewidmet. In einem hochinteressanten Aufsatz behandelt Doktor Paul Rohrbach die Frage «Kolonialwirtschaft und koloniale Siedlung». Zwei sehr beachtliche Aufsätze sind «Was bedeutet die Familienkunde dem deutschen Grossstädter?» und «Die Frau als Trägerin und Vermittlerin der Vererbung».

Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten Confiserie DARSTEIN eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die Firma DARSTEIN ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen

Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse

Téléphone 6399





Elsass-Land Gothringer Heimat

14. Jahrg.

JULI 1934

7. Heft

Elsässische Gottesurteile

Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte des Elsasses

Von Dr. L. Pflieger

Wenn im Mittelalter die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten in dem gebräuchlichen Gerichtsverfahren nicht festgestellt werden konnte, dann wählten die Parteien das Gottesurteil als letztes Beweismittel, oder der Richter legte es auf. Die Grundlage dieser geschichtlichen Institution bestand in dem unerschütterlichen Glauben an die Allmacht, Allwissenheit und Gerechtigkeit Gottes, der nicht zulassen kann, dass der Unschuldige gestraft werde und der Schuldige triumphiere. Von Gott erwartete man ein bestimmtes Zeichen, aus welchem man sofort oder erst nach einer gewissen Zeit die Schuld oder Unschuld des Beklagten erkennen konnte. Lag diese klar, so erfolgte das richterliche Urteil.

Man hat vielfach dieses uns heute so merkwürdig vorkommende gerichtliche Beweisverfahren als eine Einrichtung der Kirche hingestellt. Dies ist nur der Fall bei der Abendmahls- und Kreuzprobe. Aber die anderen Formen der Gottesurteile sind zweifellos vorchristlichen Ursprungs; sie gehören der ganzen Menschheit an. Wo sie im Verlauf der Geschichte erscheinen, ist ihre Grundlage stets dieselbe: es ist der Glaube, dass die Gottheit, unter welchen Formen man sie sich auch vorstellen mochte, der gerechten Sache zum Sieg verhelfen muss. Darum rief man ihre Entscheidung an. So bei den Babyloniern, wo im Gesetzbuch Hammurabis bereits die Kaltwasserprobe erwähnt ist. Das jüdische Gesetz kannte für die des Ehebruchs verdächtige Frau das Eifersuchtswasser. Die altindischen Rechtsbücher enthalten ausführliche Anweisungen über den Vollzug von Gottesurteilen. Die Griechen wandten die Feuerprobe an. Nur in der römischen Rechtsge-

geschichte fehlt dieses Beweisverfahren, dessen Unsicherheit dem nüchteren Sinn der Römer nicht zusagte, dafür finden wir es in sehr ausgebildeter und mannigfaltiger Form bei den germanischen Völkern.

Diese Rechtsgewohnheiten fanden die christlichen Missionare vor. Sie konnten sie nicht abschaffen, weil sie zu fest in Sitte und Rechtsbrauch wurzelten. Sie bemühten sich aber, Willkür und Brutalität aus den Ordalien — so nannten die Angelsachsen die Gottesurteile — zu entfernen und ihnen durch Weihe, Gebete und sinnvolle Zeremonien das Gepräge religiöser Handlungen aufzudrücken. Nur der Zweikampf wurde bekämpft, war aber nicht auszurotten und wurde, wie wir sehen werden, bis ins hohe Mittelalter beibehalten.

Der Zweikampf und die übrigen Arten der Gottesurteile stehen im engsten Zusammenhang mit dem germanischen Gerichtsverfahren, das von dem unsern ganz verschieden ist. Der Einzelid war selten. Wenn der Kläger oder Angeklagte den Beweis antreten musste, so geschah dies durch Eideshelfer aus seiner Verwandtschaft, welche die Behauptung ihres Schwätlings zu beschwören hatten. Die Gegenpartei hatte aber stets das Recht, den Eid der anderen Seite zu «schelten», d. i. abzulehnen. Dann blieb nur der Zweikampf oder das Gottesurteil übrig als Ergänzung des Beweises. Die Eideshilfe gab auch Anlass zu vielen Falscheiden, so dass Karl der Grosse erklärte, es sei besser, den Rechtsstreit mit den Waffen zu entscheiden als mit Meineiden. So kam es, dass die Opposition der Bischöfe gegen die Ordalien ohne Erfolg blieb. Ja einzelne Bischöfe, wie der gelehrte Erzbischof Hinkmar von Reims (9 Jahrh.), waren





Gerberwappen

ausgesprochene Anhänger des Gottesurteils, das die Päpste, wie selbst Voltaire zugeben musste, immer bekämpften. Das Volk selbst betrachtete die von den Vorfahren ererbte Gerichtspraxis als unantastbare Sitte. Die Gottesurteile blieben Jahrhunderte lang im Schwang. Erst allmählich erschütterte die Erfahrung das Ansehen der Gottesurteile, da es nicht selten vorkam, dass der Schuldige gerettet, der Unschuldige gestraft wurde. Dass sie sich so lange hielten, verdankten sie den mit ihrem Vollzug verbundenen kirchlichen Zeremonien; denn man schrieb den Ausgang der Proben den kirchlichen Gebeten und Segnungen zu. Je stärker aber die Erkenntnis wurde von der inneren Unwahrheit des religiösen Gedankens, auf dem sie beruhten, desto mehr wurde ihr Ansehen herabgedrückt, und schliesslich verschwanden sie.

Die gebräuchlichsten Formen des Ordals waren der gerichtliche Zweikampf, dessen Andenken Wagners «Lohengrin» populär gemacht hat, die Feuerprobe durch glühendes Eisen und heisses Wasser, die Kaltwasserprobe, die Kreuz- und Abendmahlsprobe.

Der gerichtliche Zweikampf erhielt erst durch das Christentum den Charakter eines Gottesurteils, das auch durch päpstliche Verbote nicht unterdrückt werden konnte. Verschieden waren die Arten der Feuerprobe. Die einfachste, in ältester Zeit übliche Form be-

stand darin, dass der Angeklagte, der keine Eideshelfer hatte, die Hand in ein lodernes Feuer halten musste; blieb sie unversehrt, so war der Beweis der Unschuld erbracht. Oder er musste durch einen brennenden Holzstoss schreiten, wobei er oft noch mit einem Wachshemd bekleidet wurde. Die gebräuchlichste Form der Feuerprobe bestand in dem Tragen eines zur Rotglut gebrachten Eisens über eine bestimmte Strecke hinweg oder in dem Gehen über glühende Pflugscharen, deren es gewöhnlich neun waren; sie wurden vorher geweiht. Allgemein bei den Deutschen üblich war die Heisswasserprobe, die gewöhnlich «Kesselfang» hiess. Der Angeklagte musste mit der Hand einen Stein oder Ring aus einem mit kochendem Wasser gefüllten Kessel herausholen. Dann wurde sofort Arm und Hand verbunden und versiegelt. Erst am dritten Tage wurde die Entscheidung gefällt. Wie die Feuerprobe mit dem glühenden Eisen fand auch die Kesselprobe unter der Leitung eines Priesters oder vor der Kirche statt.

Bei der Kaltwasserprobe wurde der Angeklagte in der Weisse gefesselt, dass die linke Hand an den rechten Fuss und der rechte Fuss an die linke Hand gebunden war, und in tiefes, klares Wasser versenkt. Ging er unter, so war er schuldlos; blieb er aber an der Oberfläche, so war die Schuld erwiesen. Diese für uns seltsame Auffassung beruhte auf dem uralten

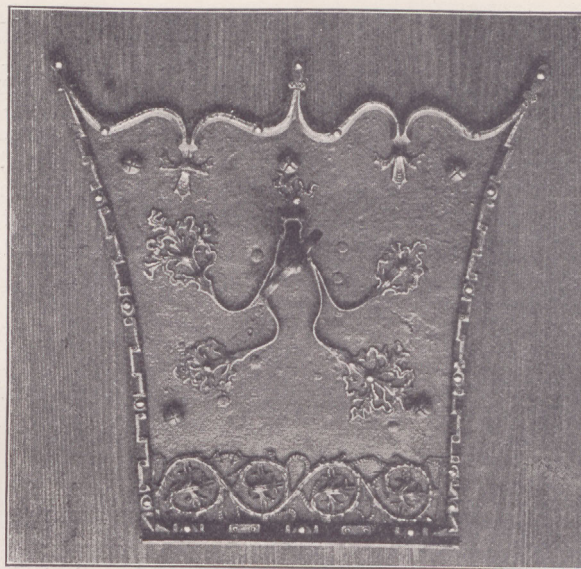
Glauben, dass das reine Wasser keinen Verbrecher aufnehmen könne.

Die Kreuzprobe, christlichen Ursprungs, bestand darin, dass die streitenden Parteien vor einem Kreuze die Arme ausstreckten. Wer zuerst ermüdete, galt als schuldig. Sie wurde besonders bei Geistlichen angewandt. Ebenso die Abendmahlsprobe. Sie war ursprünglich nur als Beschwörungsmittel vor einem Ordal angewendet, da alle zu einem Gottesurteil Bestimmten vorher beichten und kommunizieren mussten. Aus dieser Ordalkommunion entwickelte sich aber schon früh eine Art Gottesurteil; man nahm an, dass der Schuldige nach Empfang oder später von Gott mit dem Tode bestraft würde. Diese Eucharistieprobe blieb aber ein Vorrecht für Priester, Bischöfe und Fürsten.

Nach diesen für das nähere Verständnis dieser mittelalterlichen Rechtsinstitution nötigen Vorbemerkungen wollen wir ihren Spuren in der elsässischen Vergangenheit nachgehen.

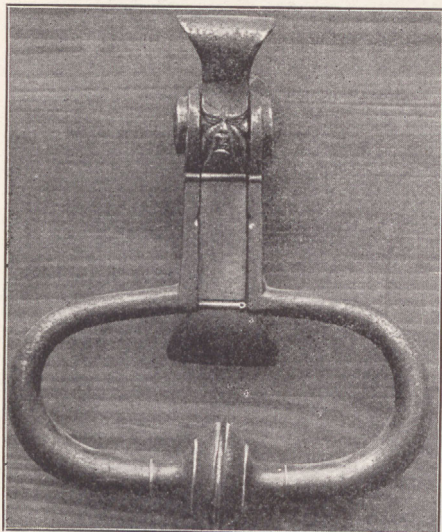
1. Der gerichtliche Zweikampf. Im Jahre 1004 erliess Kaiser Heinrich II. in Strassburg ein Gesetz, welches den Zweikampf für einen des Mordes Angeklagten als Gottesurteil befahl. Später, i. J. 1172, schrieb Kaiser Friedrich Barbarossa in einer Urkunde für das Vogesenkloster Etival, das damals von der Frauenabtei Andlau abhing, den Zweikampf vor, um Gebietsstreitigkeiten zu entscheiden. Jede der Parteien hatte einen geeigneten Streiter zu stellen. Auch die Bischöfe von Strassburg bedienten sich in der älteren Zeit dieses Rechtsmittels, wie das im Anfang des 12. Jahrhunderts abfasste erste Strassburger Stadtrecht beweist (Artikel 35); auch das zweite, um d. J. 1200 niedergeschriebene Stadtrecht sieht im 27. Artikel für Schuldforderungen noch das Duell vor. Wir finden es auch in der Rechtsgeschichte der Stadt Colmar, ja auch in den Verfassungsurkunden ländlicher Dinghöfe, wie die Weistümer von Oberhagenthal, Niederspechbach, Eschentzweiler und Reiningen beweisen.

2. Die Feuerprobe. Ein erstes Beispiel der Feuerprobe, wenn auch besonderer Art, finden wir in der im 9. Jahrhundert verfassten Lebensbeschreibung des hl. Desiderius, der in Murbach und im südlichen Elsass späterhin so hohe Verehrung genoss. Dieser im 7. Jahrhundert lebende fränkische Glaubensbote kam auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Rom nach Alemannien und in die badische Ortenau, wo der Herzog Willicharius gebot. Er traf dort einen Bischof an, der Irrlehren verbreitete. Er überwand ihn durch ein Gottesurteil, indem sein Stab im Feuer unversehrt blieb. Dieser Stab wurde später zu Delle (Dattenried) als kostbare Reliquie verehrt.



Gotisches Truhenschloss

Das bekannteste Gottesurteil mit der Feuerprobe ist jenes, welches eine späte Legende an den Namen der hl. Richardis. Stifterin der Abtei Andlau, geknüpft hat. Sie war eine Elsässerin, die Tochter des Grafen Erchanger vom Nordgau und die Gemahlin Kaiser Karls des Dicken. Eine niederträchtige Partei am Hofe hatte sie ehebrecherischer Beziehungen zu dem Hofkaplan, Bischof Liutprand von Vercelli, beschuldigt. Der schwache Kaiser glaubte der Verdächtigung und stellte seine Gemahlin vor eine Reichsversammlung in Kirchheim im Elsass. (nicht in Baden, wie man neuerdings zu beweisen versuchte). Der gleichzeitige Chronist Regino von Prüm berichtet, dass der Kaiser das Geständnis ablegte, dass seine Gemahlin in dem zehnjährigen Zusammenleben mit ihm ihre Jungfräulichkeit nicht verletzt habe. Richardis bestätigte dies, erklärte aber, dass sie ebensowenig das Weib eines anderen Mannes geworden sei; den Beweis dafür wolle sie, wenn der Kaiser es wünsche, durch ein Gottesurteil erbringen, entweder durch das Gottesurteil des Zweikampfes durch einen Stellvertreter, oder sie wolle selbst über glühende Pflugscharen wandeln. Der Chronist sagt aber nicht, ob der Kaiser diesen Vorschlag angenommen und das Gottesurteil tatsächlich stattgefunden habe; wäre dies der Fall gewesen, so hätte der Geschichtsschreiber uns die interessante Tatsache nicht vorenthalten. Hatte doch das Gottesurteil, durch welches sich nur wenige Jahre vorher (864) die unglückliche Teutberga, die Gemahlin des liederlichen Lothar II., von einer ähnlichen Anklage reinigte, so gewaltiges Aufsehen erregt, dass die Nachwelt lange da-



Türklopper des
16.—17. Jahrhunderts

von redete. Vielleicht hat die Erinnerung daran spätere Geschichtsschreiber veranlasst, auch in dem Fall der Richardis das Gottesurteil als wirklich geschehen zu betrachten. Im 11. Jahrhundert tut dies Hermann der Lahme von Reichenau, aber nur in ganz unbestimmten Ausdrücken. Hundert Jahre später (um 1137) schmückt die gereimte Kaiserchronik die Geschichte in schlichtem Märchentum zu einer langen Geschichte aus; aber es sind nicht mehr die glühenden Pflugscharen, welche Richardis selbst vorgeschlagen hatte, sondern sie wird in ein Wachshemd gehüllt, und an den Füßen und Händen wird dieses angezündet; eine ganze Stunde lang brannte es, und das Wachs rann auf den Boden, aber der heiligen Frau geschah nichts, sie blieb unversehrt. Der Strassburger Chronist Königshofen lässt die Kaiserin im Wachshemd durch brennendes Feuer schreiten, ebenso das Strassburger Brevier von 1484, während das von 1511 die Version der Kaiserchronik beibehält. Die Volkssage freilich will wissen, dass nicht einmal das Wachshemd Feuer fing, und ihr entspricht, dass das Vogesenkloster Etival dieses unversehrte Hemd in ihrem Reliquienschatze aufbewahrte.

Die Wahrheit in unserem Fall wird die sein, dass der Kaiser schliesslich das Anerbieten seiner von ihm so gedemütigten Gemahlin nicht annahm, wohl auf das Drängen der auf der Reichsversammlung anwesenden Bischöfe.

So wurde auch ein Gottesurteil mit dem glühenden Eisen im letzten Augenblick durch die Geistlichkeit sistiert, das i. J. 1135 im Dorfe H ü t t e n h e i m stattfinden sollte. Hier befanden sich zwei Pfarrkirchen, eine die Niederkirche,

die dem Strassburger Domstift gehörte, die andere, die Oberkirche, die von dem Schweizer Kluniazenserklöster Peterlingen abhängig war. Der Chorbischof Adelgodus lud die Angehörigen der oberen Pfarrei ein zu dem geistlichen Sendgericht, das in der oberen Kirche stattfand; sie weigerten sich und erklärten sich bereit, durch Ordal des glühenden Eisens ihre Unabhängigkeit vom Domstift zu beweisen. Schon war alles bereit, das glühende Eisen geweiht, als im letzten Augenblick die Vertreter des Domkapitels von ihrer Forderung abstanden und den Leuten gestatteten, in ihrer eigenen Kirche das Recht zu suchen.

Als im Anfang des 13. Jahrhunderts in Strassburg waldensische Ketzler auftraten, wurden hier zahlreiche derselben zum Tode verurteilt, nachdem sie vorher durch die Probe des glühenden Eisens der Schuld überführt waren, obschon kurz nachher (i. J. 1211) Papst Innocenz III. dem Bischof von Strassburg mitgeteilt hatte, dass die Kirche die Gottesurteile nicht zulasse und er die Ketzler vorsichtig behandeln solle. In seinen vielgelesenen «Wunderbaren Geschichten» berichtet uns der Cisterziensermönch Cäsarius von Heisterbach eine merkwürdige Episode aus diesen Strassburger Ketzerverfolgungen. Zehn Ketzler, welche ihren Irrtum geleugnet hatten,

waren durch die Probe mit dem glühenden Eisen für schuldig erkannt und zum Feuertod verurteilt worden. Als sie zur Richtstätte geführt wurden, sagte einer ihrer Begleiter zu einem aus ihnen, er solle doch seine Seele retten und in reumütiger Beicht seine Schuld bekennen. Er tat es, und nach dem Bekenntnis war seine vom feurigen Eisen ganz verbrannte Hand völlig geheilt. Der Beichtvater teilte dem Richter mit, dass der Mann unschuldig sei, da man an seiner Hand nicht die geringste Brandspur finde, und so wurde der Mann frei gelassen. Als er nun heim kam, machte ihm seine Frau die grössten Vorwürfe, dass er seinen Glauben abgeschworen habe, und der Mann liess sich von ihr bewegen, wieder zu seinem Irrglauben zurückzukehren. Aber da bestrafte Gott seinen Undank: sofort zeigte sich an der Hand des Mannes wieder die Brandwunde, und auch auf die Frau ging sie mit den gleichen Schmerzen über. Da flohen sie beide in einen nahen Wald und heulten wie die Wölfe. Man entdeckte sie und führte sie in die Stadt zurück, wo sie auf dem Scheiterhaufen zu Asche verbrannt wurden.

Vielleicht war es diese Strassburger Feuerprobe vom Jahre 1212, welche Strassburgs grössten Dichter des Mittelalters, Meister Gottfried, zu seinem scharfen Angriff gegen die Gottesurteile überhaupt veranlasst hat. (Tristan, Vers 15737 f.). Gottfried hat in seinem grossen Gedicht selbst eine Probe mit dem glühenden Eisen geschildert: Isolde muss sich durch dieselbe von dem Verdacht des Ehebruchs reinigen. (Tristan, Vers 15647f.).

Von einer sehr späten Feuerprobe berichtet uns Abt Bernardin Buchingers «Mirakelbuch»



Drei-Aehrenfund vom Jahre 1864

der Muttergotteswallfahrt zu Kienzheim (Ober-Elsass). Für das Jahr 1479 führt er uns den Fall einer Frau aus Breitenbach an, die von dem Gericht von Münster unschuldig zum Feuer verurteilt wurde. Durch die Macht der Mutter von Kienzheim, die sie in ihrer Not anrief, trug sie unversehrt das glühende Eisen in den Händen und bewies ihre Unschuld. Aber es handelt sich zweifelsohne um einen anderen Tatbestand, den der gelehrte Abt, der es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht so genau nimmt, nach seiner Fassung darstellte, um das wunderbare Ereignis für die Leser interessanter zu gestalten. Denn zu dieser Zeit war die Feuerprobe längst aus dem Gerichtsbrauch verschwunden.

3. Die Kaltwasserprobe. Dass diese heidnischen Ursprung ist, dafür liefert das Elsass ein klassisches Zeugnis. Die alten Kelten pflegten Kinder in den Rhein zu werfen, um sich über ihren ehelichen Ursprung zu versichern. Den ältesten Bericht darüber gibt Kaiser Julian der Abtrünnige in einem Brief an den Philosophen Maximus, wo er schreibt: «Auch verfährt der Rhein in den Augen der Kelten nicht ungerecht, wenn er als Rächer freventlichen Beilagers die unechten Neugeborenen in seinem Strudeln auf den Grund zieht. Sofern er sie aber reiner Herkunft erkennt, erhält er sie über dem Wasser und gibt sie in die Hände der zitternden Mutter zurück, indem er ihr durch die Rettung des Kindes ein unbestechliches Zeugnis reiner, unbescholtener Ehe ausstellt». Viele Schriftsteller des Altertums geben Kunde von dieser Merkwürdigkeit. Im fernen Asien

sprach man darüber. Der Kirchenvater Gregor von Nazianz, Julians berühmter Gegner, ruft in einem Gebet: «Wenn ich aber am Bösen Freude habe, dann wirf mich weit von deinen Kindern wie einen Bastard, den des edlen Rheines Flut verurteilt hat».

Auch diese Kaltwasserprobe ging in das christliche Gerichtsverfahren über. Ein Verbot, das Kaiser Ludwig der Fromme auf verschiedenen Konzilien ergehen ließ, nützte nichts. Im 11. Jahrhundert glaubten der Graf Hugo von Egisheim und seine Gattin Heilwig, die Eltern Leos IX., fest daran. Das gräfliche Ehepaar war so gewissenhaft in der Abgabe der kirchlichen Zehnten von seinen Gütern, dass sie sich über die genaue Entrichtung durch die Wasserprobe vergewisserten. Ja selbst Papst Leo IX. liess ihre Anwendung in dem von ihm i J. 1051 bestätigten Bestimmungen des von dem elsässischen Adel aufgesetzten Gottesfriedens bestehen. Wenn ein freier Mann, heisst es da, während der Zeit dieses Friedens stiehlt oder raubt und dies wegleugnet, muss er sich durch den Eid von sieben Standesgenossen rechtfertigen. Ist er nicht freien Standes, so muss er sich durch das Gottesurteil des kalten Wassers vom Verdachte reinigen.

Wir sehen dann, wie im folgenden Jahrhundert der Bischof von Metz dieses Ordal anwendet: im Jahre 1122 entstand ein Rechtsstreit zwischen dem Abt Reinhard von Maursmünster und dem Ritter Bezzelin von Türkenstein über den Besitz einer Pfarrei; da man sich nicht gütlich einigen konnte, liess der Bischof von Metz den Streitfall durch das Ordal des

kalten Wasser entscheiden. Ein ähnlicher Fall ereignete sich einige Zeit später (i. J. 1147) zu Neuweiler. Die Abtei Neuweiler und die Kanoniker des St. Adolphstifts daselbst stritten sich über die Zehnteinkünfte der Pfarrei Wahlenheim. Von den beiden Parteien wurde die Vermittlung des Abts Anselm von Maursmünster angerufen. Zuerst beschloss man, das Recht durch die Kaltwasserprobe zu finden. Doch schliesslich gaben die Herren von St. Adolph klein bei und begnügten sich mit einer Entschädigung.

Die keltische Kinderprobe im Rhein ist ein beredtes Beispiel für den uralten Glauben, dass das Wasser eine göttliche, alles Unreine hasende und strafende Kraft besitzt. Darum wurde im christlichen Mittelalter die Wasserprobe sehr oft zur Feststellung ehelicher Treue, überhaupt ehelicher Reinheit angewandt. In den Kapitularien des Bischofs Haito von Basel (um 820 abgefasst) heisst es in dem Artikel, welcher die Ehe zwischen Verwandten bis ins fünfte Glied verbietet, dass solche, die, ohne es zu wissen, Verwandte geheiratet haben, durch ein Gottesurteil zu prüfen sind; die Art des Urteils ist nicht angegeben, doch kann es sich nur um die Wasserprobe gehandelt haben. Die elsässische Sage hat uns die hübsche Legende des hl. Gangolf erhalten, der seine Frau auf ihre eheliche Treue prüfte: Sie musste ihren Arm in einen reinen Quell stecken, aber als sie ihn herauszog, war er über und über mit schwarzem Schlamm bedeckt. Ihre Untreue lag also offen da, und Gangolf verliess sie. Der lustige Franziskaner Johannes Pauli, der uns so viele köstliche Predigten Geilers von Kaysersberg nachgeschrieben hat, nahm diese Sage in sein bekanntes Schwankbuch «Schimpf und Ernst» auf, in etwas anderer Fassung: Die Frau muss ein rotes Steinchen aus dem Brunnen herauslangen, aber da bleibt ihr die Hand auf dem Brunnenboden liegen, sie zieht bloss den Armstumpf aus dem Wasser, «da erkant man irschuld des ebruchs». Eine verwandte Sage berichtet uns A. Stöber von dem Bruderhäuschen bei Widensolen. Ein Graf zweifelte an der Treue seines Eheweibes. Um die Wahrheit zu erfahren, führte er sie an eine Stelle des Waldes und suchte durch ein Zeichen des Himmels ihre Gesinnung zu erkennen: «Ist das Schwert, das ich hier in den Boden stosse, mit Erde bedeckt, wenn ich es herausziehe, so ist mir deine Treue bewährt; ist es aber feucht, so bist du schuldig.» Als er das Schwert in den Grund stiess, floss alsbald eine Quelle hervor, da erkannte der Graf die Falschheit seines Weibes und verliess sie. Auch in dieser Fassung entscheidet das Wasser über eheliche Untreue.

Hier sei noch eine andere von der elsässi-

schen Sage erzählte gottesgerichtliche Treueprobe erwähnt. Von dem sogenannten Lottelfelsen oberhalb Wangenburg erzählt man, dass die von ihren Männern des Treubruchs verdächtigten Frauen in Gegenwart des Priesters versuchen mussten, den Stein in Bewegung zu setzen; bewegte er sich unter dem Druck ihrer Hände, so galt ihre Unschuld als erwiesen.

Obschon die Gottesurteile unter dem Druck der öffentlichen Meinung und der Aufklärung der Geister und durch die ständigen Verbote nach dem 13. Jahrhundert ausser Gebrauch kamen, tauchte die Kaltwasserprobe im 16. Jahrhundert bei den Hexenprozessen wieder vielfach auf. Noch im Jahre 1645 befahl der französische Gouverneur de Rasilly zu Hagenau, an einer als Hexe angeklagten Frau die Wasserprobe vorzunehmen. Aber die Geistlichkeit donnerte auf den Kanzeln dagegen, und die Probe unterblieb, die Frau wurde freigelassen.

4. Die Kreuzprobe. Nur ein einziger Fall dieses Ordals wird uns aus dem Elsass berichtet. Im Jahre 775 fällt Karl der Grosse in seiner Pfalz zu Schlettstadt ein Urteil in einem Streitfall des elsässischen Schottenklosters Honau und der französischen Abtei Corbie wegen eines Gutes zu Osthofen. Die Vögte der beiden Klöster mussten sich der Kreuzprobe unterziehen, die zugunsten des Klosters Honau ausfiel. Der elsässische Geschichtsforscher Grandidier hat uns diese Urkunde überliefert; aber die neuere Geschichtsforschung hatargetan, dass er selber in diese Urkunde die Geschichte der Kreuzprobe eingeschmuggelt hat, die er einer Gerichtsurkunde der Abtei St. Denis entnahm.

5. Die Abendmahlsprobe. Auch von diesem Gottesurteil, das als ein solches eigentlich nicht angesprochen werden kann, ist uns nur ein einziges Zeugnis überliefert worden. In der Urkunde, durch welche König Ludwig der Deutsche i. J. 873 dem Strassburger Bischof Ratold die Rechte und Freiheiten seiner Kirche bestätigt, ordnet er an, dass in allen entstehenden Streitigkeiten, in denen man zu keinem sicheren Ergebnis gelangen kann, die Abendmahlsprobe anzuwenden sei.

Durch das einmütige Vorgehen der geistlichen und weltlichen Gewalt sind die Gottesurteile nach dem 13. Jahrhundert verschwunden. In ihren Verboten pflegten sich die Päpste auf das Wort der Bibel zu berufen: Du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen. Leider tauschte das Volk durch das eindringende römische Recht die Gottesurteile gegen die Folter ein, die Jahrhunderte hindurch die Bedeutung eines neuen furchtbaren Ordals erlangte. Denn Schuld oder Unschuld des Gefolterten hingen davon ab, ob er die Folterqual aushielt oder nicht.

Le souvenir de Charlemagne à Lièpvre

Par V. Kuentzmann

Vers la fin du huitième siècle, au début du règne des Carolingiens, il y avait là, où actuellement de hautes cheminées lancent leur fumée en l'air et où bourdonnent les machines d'un tissage mécanique, une vaste esplanade de forme rectangulaire entourée d'un mur épais, flanquée aux coins et aux portes de solides tours de défense. Cet enclos fortifié, sis au pied d'une colline boisée et à l'entrée du frais vallon du Hoimbach, abritait une église de style roman, un cimetière, un cloître entouré de bâtiments conventuels, un moulin, une scierie etc., comme nous le démontre une carte de vue émise par l'historien feu M. Charles Rouge d'Andlau.

Ce bel ensemble qui fut une oasis de recueillement et de travail pendant des siècles, était le prieuré St. Alexandre de Lièpvre, fondé par l'abbé Fulrade de St. Denis vers l'an 770. D'après les récits de différents historiens, Fulrade était conseiller du roi Pépin, chapelain de son palais, archiprêtre des royaumes d'Austrasie et de Neustrie et de Bourgogne, et archichapelain, comme on dirait aujourd'hui grand aumônier de France, qui avait à sa disposition et dans sa dépendance tout le clergé qui servait à la cour. Il exerça aussi cette charge sous Charlotman et sous Charlemagne, successeurs de Pépin. Les Fils de St. Benoît, qui déservaient le prieuré en ces temps reculés et se faisaient les pionniers de la culture chrétienne dans le Val, honorèrent de leur mieux le souvenir du fondateur et du grand empereur, qui confirmait la fondation, en mettant leurs images dans le grand vitrail derrière l'autel du chœur de l'église prieurale.

Ce vitrail a été décrit par le Seigneur de Mousson, prévôt de St. Georges de Nancy, le 15 Août 1596. Selon l'archiviste M. Duvernoy, ce dessin, qu'il a fait, n'est qu'un schéma de 25 cm de haut. Les personnages y sont simplement nommés, sans être dessinés. D'après ce dessin la verrière était divisée du haut en bas en trois parties et chacune en quatre panneaux. Dans la partie supérieure on voyait un calvaire ; au-dessous on remarquait les images de St. Alexandre, de la Sainte Vierge et de Marie Madeleine ; les trois autres images représentaient St. Denis, St. Lazare et Ste. Marthe ; au bas il y avait « la peinture du vénérable abbé Fulradus avec un écrit qui dit : «Do mea cuncta hic». (Je donne mes bien ici) ; après il y a l'image de Charlemagne avec une inscription : «Fiat haec jubeo». (J'ordonne qu'on fasse cela). Et auprès de lui sont ses deux fils Roland et Olivier, armés de toutes pièces avec leurs écussons armoriés, à

savoir celui de Roland de trois bloucsques et celui d'Olivier d'une jeune pucelle» (Bourgeois, église du prieuré).

Ce vitrail mentionné aussi par Dom Alliot de Moyenmoutier, dans une lettre à Mabillon, lors de son voyage en Alsace en 1704, existait jusq' en 1790. Il est fort probable, qu'il fut brisé dans la tourmente révolutionnaire, lorsque le chœur de l'église du prieuré, qui existait encore, fut converti en maison d'habitation.

Concernant l'église du couvent, bâtie sur un terrain propre à l'abbé Fulrade, nous lisons dans Dubruch : «Dans le Val de Lièpvre, tout en bas, là, où il est le plus large, le fameux empereur Charlemagne fit construire un monastère en l'honneur de St. Denis, où il plaça le corps du pape Alexandre rapporté de Rome. Il l'enrichit de grands revenus et fit faire un pavé de marbres diversement colorés et artistiquement disposés.» M. J. Degermann dit que c'était une mosaïque en rosso et verde antico. En 1586 elle fut



L'Eglise de Lièpvre



Saint Fulrade à Lièpvre

enlevée par le Seigneur de Bassompierre et transportée au château de Haroué près de Vezelise en Lorraine.

Dans sa chronique de Senones, datant de 1220, l'historien Richer rapporte qu'on voyait alors dans l'église du prieuré quelques restes d'un pavé de marbres de diverses couleurs, taillés avec beaucoup d'art, ce qui prouverait qu'au treizième siècle déjà l'église du couvent aurait subi quelques dégradations.

Par M. l'abbé Ingold, qui a trouvé à Karlsruhe un plan et une vue cavalière de l'église faits par un employé des mines du nom de Michel Bichler, de l'année 1549, nous savons que c'était un édifice à transept avec abside flanquée de deux absidioles ; le chœur, très court qui précédait l'abside, était surélevé de cinq marches. Sept piliers de part et d'autre séparaient la nef des bas côtés, dont chacun était éclairé par cinq fenêtres. D'après les mesures indiquées, ceci donne l'idée d'un vaisseau assez spacieux qui pouvait avoir 35 à 40 m de longueur et 15 m de largeur. Près du transept du côté évangile était l'unique clocher de 94 pieds de hauteur, contenant quatre cloches moyennes.

Il est bien regrettable que cet antique édifice, qui devait avoir quelque ressemblance avec Ste. Foi de Sélestat, sans les tours de la façade, et qui avait résisté pendant dix siècles à tous les assauts destructeurs, ait complètement disparu de la localité. Bâtie en pierres de taille de nos Vosges, au milieu de la plus riante partie du Val dans sa gloire rose, cette église a dû bien harmoniser avec le tapis d'émeraude de nos prés et la couleur verte de nos forêts et serait encore maintenant un point d'attraction et une richesse du pays.

Dans le chœur, fermé d'un treillis de fer à l'antique, on voyait trois mausolées dont deux mentionnaient le nom d'Echery, car les seigneurs de ce titre y avaient droit de sépulture. Sur le troisième tombeau était représenté de profil un buste de femme dont la tête était ornée d'une longue tresse de cheveux. On croit dans le pays que ce tombeau renfermait les restes d'une fille de Charlemagne, opinion qui n'est fondée sur aucune donnée certaine.

Mais voici ce que l'histoire nous raconte : «Louis, fils du comte Roricon et de Rotrude, fille de Charlemagne, qui obtint l'abbaye de St. Denis en 841, forma le dessein d'en détacher le prieuré de Lièpvre et obtint de Charles le Chauve, son cousin, de le donner ou en engagement ou en fief. Les moines s'y opposèrent et portèrent leur plainte au concile assemblée à Verberie en 853. Ils y produisirent le testament que l'abbé Fulrade avait fait en faveur de ce prieuré et la bulle de confirmation du pape Etienne. Le concile décida que le prieuré de Lièpvre ne pourrait jamais être détaché de l'abbaye de St. Denis». (Risler).

Comme Fulrade avait donné ses biens pour la fondation du prieuré, Charlemagne, par un acte daté de 774, fit don au couvent de Lièpvre d'un territoire qui comprenait une grande partie du Val, à savoir : les trois Rombach, Ste. Croix, jusqu'au Rammelstein du Taennchel, et, longeant la crête pour descendre jusqu'à Illhäusern en englobant Bergheim et Guémar, puis remontant vers le Schântzel avec exclusion du Haut-Königsbourg et gagnant par le Saarbach la Lièpvrette, la limite suivait le cours du ruisseau de la Vancelle pour remonter au Châlmont et se diriger par les hauteurs jusqu'à la Hingrie.

La légende parle d'un château de Charlemagne au sommet du Châlmont et du trésor du roi des Francs caché sous la roche formidable. Deux malheureux chercheurs de fortune de Rombach, ayant pendant une nuit creusé la terre jusqu'au coffret, furent écrasés par une des roches qui s'inclinait sur eux au dernier moment.

Cette montagne est d'après Stöber aussi nommée Charlemont pour perpétuer le souvenir du grand empereur qui, dit-on, aurait même chassé dans nos forêts.

L'historien Gény raconte que, lorsque Charlemagne alla guerroyer contre les Lombards en 775, il s'arrêta à Sélestat pour célébrer la fête de Noël. Il ne serait donc pas impossible qu'à cette occasion il ait visité la fondation de son chancelier, l'abbé Fulrade à Lièpvre, et fait une partie de chasse dans nos parages.

Après la maison voisine de «l'Arbre vert» on voyait autrefois une tête sculptée en pierre que les mamans montraient aux enfants en disant : «Tu vois la tête de Charlemagne !» M. G. Dietsch avait acheté cette tête pour en orner son jardin derrière le Chalet.

«Il y a bien longtemps, mais il me semble que c'était hier», ainsi me racontait une bonne vieille grand'mère à cheveux gris, près de l'ancien prieuré, «je n'avais alors que treize ans et jouissais du printemps de la vie. Pendant une belle nuit d'hiver, je sortis avec mon père pour passer agréablement la soirée chez des parents. Comme il se faisait tard, je regagnai seule notre demeure, pendant que mon père continuait encore à raconter. C'était vers l'heure de minuit, aussi je hâtai mes pas. Mais en arrivant, je fus tout à coup arrêtée par une étrange vision. Sur un tas de fagots, devant la maison, je vis étendue une

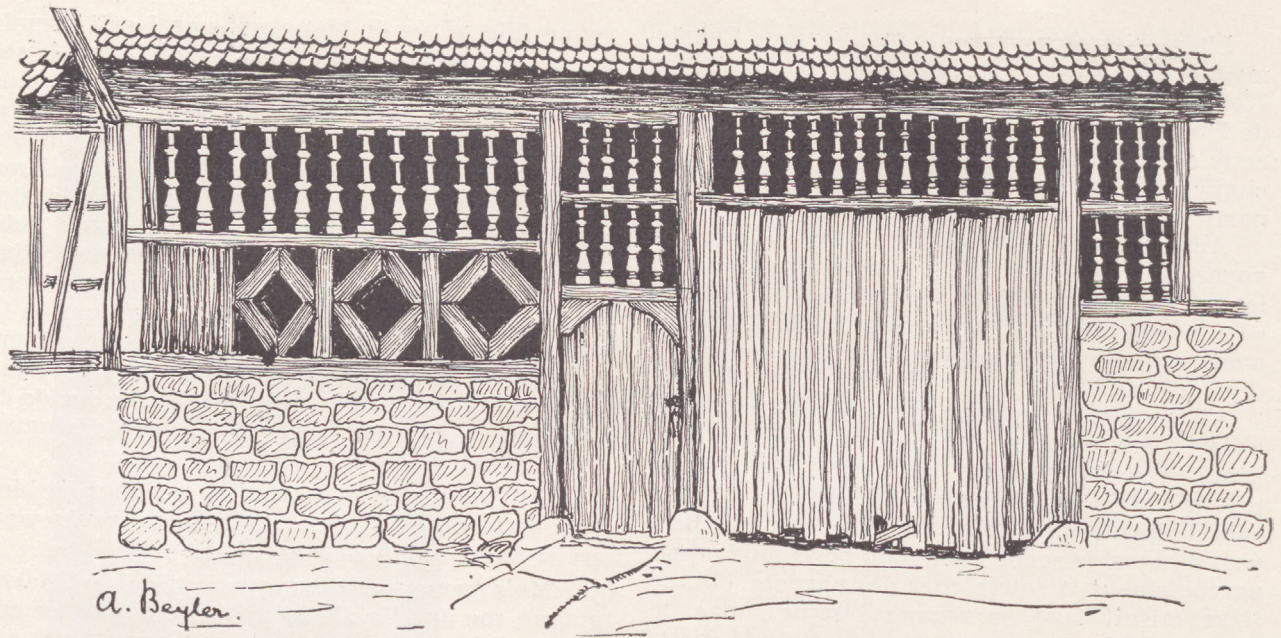
jeune fille, vêtue de blanc, qui paraissait dormir en se couvrant la figure de sa main. L'une de ses jambes était un peu dégagée et lacée de rubans comme se chaussaient les Francs. J'avais envie de la réveiller, mais une certaine frayeur m'empêchait de le faire. Doucement je retournai auprès de mon père pour lui parler de cette singulière apparition et l'engager de venir voir. Mais lui n'avait qu'un sourire moqueur pour moi. Je retournai donc et revis la jeune personne une seconde fois dans la même position. Je la regardai quelques instants et allai molester mon père pour qu'il s'assure de ses propres yeux de ce que je lui disais. Mais lorsqu'il se décida de m'accompagner pour rentrer, la belle dormeuse avait disparu.»

«Que pensez-vous de cela et qui pouvait bien être cette dame blanche dont le souvenir vous est si chère ?» lui demandai-je.

«Mais personne autre que la fille de Charlemagne, me dit-elle. Certains jours de l'année elle quitte nuitamment son tombeau pour errer autour des vieilles pierres du prieuré disparu et attendre par un mortel l'heureux moment de sa délivrance.»

Nocturno

Traumhaft standen die hohen Eschen in unbewegter Abendluft.
Ihr zartes Laub
Hob sich seltsam ab vom Eichendüster wie köstliches Filigran.
Glühender Sontentod.
Da senkte das Leben im einsamen Waldeswinkel
Seine leuchtenden Flügel herab,
Schüttete seinen heroischen Spätjahrsgruss uns Ahnungslosen
stumm in den Schoss.
Ein heilig Te Deum zitterte leis in wunderbar seligen Harmonien
Aus Busch und Strauch. — — —
Da kam die Freude, das Licht, das längst ich erloschen geglaubt,
Senkte sich nieder auf mich voll unermesslichen Reichtums.
Du, Du,
Fühltest du auch im silbernen Mondenschimmer die erhabenste,
göttlichste Offenbarung des Lichts ?
Régine Larg.



Aus Schillersdorf

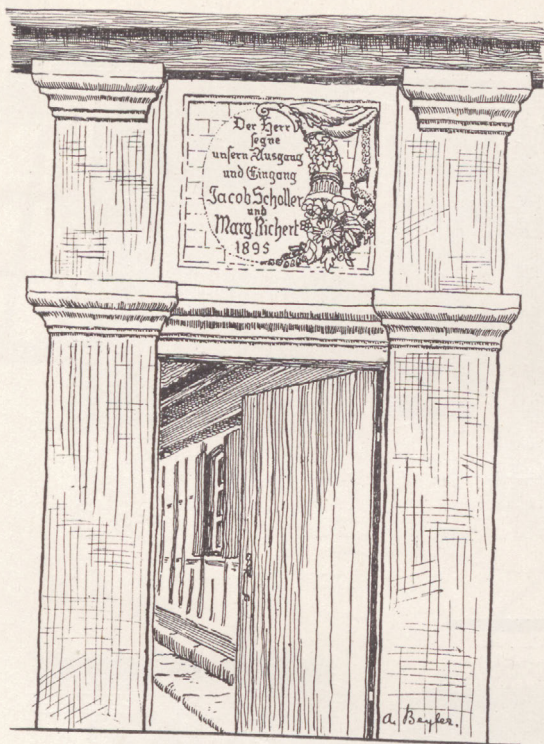
Elsässische Hoftüren

Von A. Beyler

Unsere Bauerndörfer bewahren noch einen reichen Schatz guter, alter Volkskunst, die in unserer Heimatart und in unserem Heimatboden tief verwurzelt ist. Allenthalben sehen wir die Betätigung jenes lebendigen, im Volke liegenden Kunsttriebes, jenes angeborenen Bedürfnisses nach Schmuck und Farbe, das Haus und Hauseinrichtung bis herab zum Küchengeräte sinnvoll zierte, nicht etwa weil es Mode war, sondern aus reiner Herzensfreude. Wir staunen über die gediegene Schönheit der ländlichen Fachwerkbauten mit ihrer wechselnden Mannigfaltigkeit und dem wunderbaren Reichtum an Schnitzwerk und ornamentalem Schmuck. Schade, dass die schönen Haus- und Hofeingänge so nach und nach aus unseren Dörfern verschwinden und unschönen, modernen Tür- und Torbauten, vielfach in Eisen, Platz machen müssen. Das mangelnde Interesse und Verständnis lässt die Bauern von heutzutage den Verlust leider nicht empfinden, sie ahnen nicht mehr, mit welcher künstlerischer Sorgfalt und inniger Liebe die Vorfahren ihre kräftige, unverdorbene Bauernkunst herausgebildet und durch Generationen hindurch überliefert haben. Wir möchten heute unsern Lesern die Schönheiten und unübertrefflichen Vorzüge altelsässischer Volkskunst vor Augen führen, insoweit sie sich an Hoftüren ausgewirkt hat. Es sind bleibende Werke in der Daseinsrechnung unserer Landbevölkerung.

Das elsässische Bauernhaus hat in der Umgebung von Strassburg das Charakterische alter Bauart bis auf unsere Tage bewahrt. Stolz Torbauten schliessen den Hof nach der Strasse zu ab. Der Giebel schaut auf die Strasse, seine Längsseite und die Wirtschaftsgebäude umschliessen auf drei Seiten einen grossen Hof. Nur dessen vierte Seite ist frei. Doch um Blick und Schritt Fremder fernzuhalten erhebt sich hier eine Mauer, nur von Tor und Tür durchbrochen. Einfache Verhältnisse geben Tor und Mauer gleiche Höhe. Vielfach aber gestaltet sich der Abschluss reicher. Das Hoftor, als Durchfahrt für Wagen bestimmt, ist von einem hohen, breiten Balkenrahmen eingefasst, dessen Höhe auch von der Mauer erreicht wird. Und Mauer und Tor in ihrer ganzen Länge und Breite sind von einem bis ein Meter breiten und ein Meter hohen Wetterdach geschützt. Wir treffen als Toreinfahrt auch grosse, steinerne Rundbögen, die treffend als die «Triumphbogen des Landmannes» bezeichnet worden sind, durch welche er mit hochbeladenen Erntewagen als Triumphator einzieht. Der grosse und der kleine Hofeingang bilden immer ein architektonisch abgerundetes Ganzes, das unser Auge stets durch seinen malerischen und harmonischen Gesamteindruck erfreut.

Neben der Tordurchfahrt ist die Hoftür für Personen angebracht. Diese fällt natürlich mehr ins Auge und ist darum auch schöner als das



Alteckendorf

grosse Tor. Zwar bestehen manche nur aus einfachen Längsbrettern (vergl. Berstett, Schnersheim). Andere aber sind von einem Rahmen umgeben und durch einen Querbalken in der Mitte in zwei Hälften zerlegt (Dunzenheim). Noch mehr belebt wird die obere Hälfte durch das kunstvolle Anordnen kurzer Bretter derart, dass die Zeichnung der Sonne klar hervortritt (Kindweiler, Säolsheim). Mancherorts trifft man ganze Türen, die aus einer Anzahl auf der Spitze stehender Quadrate zusammengesetzt (Prinzheim) oder deren Bretter in Form von gerade stehenden und schrägliegenden Kreuzen aneinander und ineinander gefügt sind (Riedheim). Das Spiel der Phantasie findet da immer wieder neue Anordnungsmöglichkeiten. Auch abgestumpfte Ecken mit interessanten Füllungen sind nicht selten (Kienheim, Säolsheim, Rumersheim). Noch mehr gewinnt die Türe natürlich, wenn die Oeffnung mit einer Steineinfassung umschlossen ist, die Kapital, Wölbung und Schlussstein mit Jahreszahl, Haus oder Handwerkszeichen und unten beiderseits vorstehende Steine als Sitz und dahinter eine flach ausgehöhlte Rückenlehne aufweisen (Avenheim). In diesen nach guten alten Zimmermannsregeln gearbeiteten Hoftüren die so mannigfaltig, reich und kunstvoll ornamentiert sind, steckt etwas von dem Geist und Witz und von der lebensprühenden Phantasie unseres Bauernvolkes.

Wenden wir uns nun dem Teil über der Türe zu. Da diese meist niedriger als das Tor ist, bleibt darüber noch Mauerwerk. Hier findet sich hie und da eine kleine Nische zur Aufnahme einer Heiligenstatue (Avenheim), oder in das Ganze ist eine Steinplatte mit einer Hausinschrift eingefügt (Riedheim), manchmal auch nur mit dem Namen der Erbauer und der Jahreszahl versehen. Selten ist der Teil ohne Füllung, so dass mitunter ein vorwitziger Rebzweig aus dem Hofinnern hervorlugt (Kindweiler). In den weit-aus meisten Fällen jedoch findet auch hier die lebendige Volkskunst Gelegenheit zu schöpferischer Betätigung. Hierzu einige Beispiele, lauter prächtige Handwerksleistungen bäuerlicher Kunst:

Berstett: Als Füllung drei geschnitzte Bretter, Herz und Stern als Ornament, Jahreszahl und Initiale. Geschmackvolle Anordnung. Nicht überladen.

Schnersheim: Geschwungene Linie, nicht ohne Leben in der einfachen Umgebung.

Kienheim: Vier Holzsäulchen. Durch Querbalken oben nochmals gegliedert. Das Ganze mit Türe eine interessante Holzkonstruktion.

Rumersheim: Quadrat auf der Spitze und schräg gestelltes Kreuz ergeben vier hü-



Uhrweiler

sche kleine Quadrate, umgeben von acht Dreiecken.

Säsolsheim: Durch senkrecht stehenden Balken Zweiteilung. In jeder Hälfte zusammengedrücktes Viereck, um ganze Höhe zu füllen.

Dunzenheim: Durch doppelte Teilung bleibt in der unteren Hälfte Raum für Quadrate. Bereicherung durch Säulenreihe in oberer Hälfte.

Ringendorf: Wirklich eigenartige Lösung der gestellten Aufgabe. Mit Mauerwerk gefüllte, helle Quadrate im Gegensatz zu den dunkeln Ovalen darüber. Ob der Dorfkünstler an zwei dunkle Augen, Nase, Mund und weisse Wangen gedacht hat?

Uhrweiler: Die Säulenreihe ist bis zum Haus verlängert.

Schillersdorf: Welch reiche Arbeit!

Schade, im Interesse des Malerischen, dass die Neuzeit den Unterbau in Steinen ausgeführt hat.

Noch ein Wort zur Farbenwirkung. Da die Spiegel des Fachwerks hellweiss getüncht, und die zwischen den Holzkonstruktionen freibleibenden Zwischenräume dunkel sind, könnte der Gegensatz etwas schroff wirken. Da geben denn die eichenen Holzteile, die man glücklicherweise ohne Farbe lässt, den graubraunen Mittelton, der ausgleichend wirkt, und das Ganze erhält so eine fein abgetönte Harmonie.

Diese wenigen Beispiele wollen nur auf ein Stück Volkskunst hinweisen. Es wäre wohl lohnenswert, in unserem Lande solch interessante Konstruktionen weiter zu suchen und im Bilde festzuhalten, bevor sie nach und nach auf immer verschwinden.

Gedichte von Alfred Pellon

Die Steinheiligen

Die alten Steinheiligen in den Häusernischen haben ein ewiges Quartier.
Sie lächeln immer, als wollten sie irgend etwas fragen.

Sie blicken von ihren Postamenten auf die vorbeigetragenen Traumgesichter der Menschen, sie hören die Uhren aller Zeiten schlagen.
Und es ist als ob sie unter ihren Faltenornamenten atmen wohl ein kleines Stück.

Dann erstarren ihre runden, tränenlosen Augen, und sie schwinden
in sich selbst zurück.

Durch ihrer langen Hände Steinadern fliessen berauschte Gnaden aus
ihrem Erdenwalten ;

Sie geben und geben davon allen Menschen, die sich zu ihren Füßen
falten :

Den Mädchen, die im grauen Dämmerweh an weissen Fenstern stehn,
sich nach dem fremden Mann sehnen und ein Kind einsingen möchten
in abendsommerlichen Baumalleen,

Und dem fremden Bettler, der nächtlich durch die Dorfgassen wandert
wie der ewige Jude in den alten Sagen.

Immer lächeln die alten Steinheiligen auf ihren Postamenten,
als wollten sie irgend etwas fragen.

Das Beinhaus

Im Beinhaus wuchert Wegerich und Hundskamille
so schön, als hätt ein Gärtner

liebepoll zu Kränzen
Die Blumen hingestellt.

Die Sonnenstrahlen gleiten wie Leichentücher
auf braune Schädel, die in Reihen an der Mauer stehn
und wackeln

hin und her,
als ob das Leben noch nicht abgefallen wär.

Der Totengräber lacht :

« Ach nein, der Wind lässt sie nicht stille stehen,
sie purzeln so auf ihren Brettern,

Die alten Dinger sind so morsch wie Zunder.»

Und auf einen weisend, den er herausfischt aus dem Plunder :

«Diesen kann ich noch. Er kam wohl weit herum !

Der alte Schädel stumm
grinzt

in den Wind.



Phot. G. Meyer

Ampfersbach

Bergbilder

von A. Andres

Erste Nacht im Gebirge

Rund um mich gehen die Wasser, rauschen Laufbrunnen, läuten Herdenglocken. Es ist eine mondlose Nacht, aber sie ist voller Sterne. Wie unheimliche Kulissen zu Dorés Dantebildern lässt die Dunkelheit die Bergwände neben einem emporwachsen. Man fühlt sich in der kleinen Stube so fremd. In die Felswände, die uns dräuend zu umstehen scheinen, blinken von so fern, so beklemmend fern drei, vier Sterne, blinken und vergehen, blinken wieder und vergehen wieder. Die Glocken läuten, und die Wasser rauschen einen in den Traum — und eben blitzte etwas wie metallenen vor den Augen auf — keine Klinge, nur ein Schimmer Sternlicht, das über den Holztrög des Brunnens vor dem Haus huschte.

Aber im Traum wächst das alles an, das Blitzen des Sternes, das Rauschen des Windes, das Geplätscher des Wassers, wächst plötzlich an zum entsetzlichen Sich-Gegenübersehen dem ausbrechenden Bergsee, dem rollenden Fels, der berstenden Tanne. Ich erwache erlöst — es war nur ein Traum, heilend geht über die Seele das ferne Wehen und Rauschen und Läuten des Almviehes und lullt einen wieder ein.

Doch der Schlaf bleibt unruhig. Vor den offenen Fenstern scheint unten ein starker Schritt zu gehen, nun scheint er schleichend zu werden. Im Traum kommt es einem vor, als taste eine Hand über das Fenstergesims. Wieder erwacht man in Beklemmung — nichts, nur der Nachtwind hat leicht das Fenster bewegt und ein Holzklötzchen, das sperrend darunter lag, klappern lassen. Draussen ist tiefe Nacht, und Millionen Sterne funkeln, und ferne läuten Glocken, Wasser und Wind spielen — jetzt spielen sie, denn sie werden schon viel heimischer, vertrauter. Einmal erwache ich noch; Jacobsens «Niels Lyhne» (ein Ferienbuch) stört mich noch einmal aus dem Schlaf in den fremden Bergen. Bin ich krank? Ich überfahre mit der Zunge meine Lippen nach dem süßlichen Geschmack, aber dann fällt mir ein, dass nicht ich es bin, sondern dass der arme Jacobsen eines Morgens in Florenz blutete, seine böse Krankheit. . . . Jacobsen war krank, nur ein Traum war es. Ich lege das Buch weg, gehe nochmals ans Fenster; wunderbar feierlich umatmet einen jetzt die Nacht. Sie hat alles Fremde, Dräuende verloren. Das Herz schlägt sacht mit im Takt dieser geheimnisreichen Sprache der ersten Bergnacht: Wind und Wasser, Sternchen und Kuhreigen ver-

gehen um mich... unendlich weit... Unendlichkeit.

Der fiebernde Berg

Der Sommer ist nicht immer gleich in unserm elsässischen Hochgebirge. Der Berg wechselt sein Gesicht. Zuweilen bleibt er lange frisch und frühjahrsgrün, die Zeit scheint stille zu stehen. Ein ander Mal wird er früh grau und müde. Eigentlich wird er rot; denn die Hundsbörste, das eigenartige Hochgebirgsgras wird wirklich fuchsrot.

Dieses Jahr wurde der Berg früh alt. Als wir aufstiegen, war schon Vollsommer, die grossen, gelben Enziane waren verblüht. Hie und da traf man noch einen ganz seltenen Stock, der Orchideenzauber war schon fast ganz vergangen, die Strahlenblüten der Arnika hatten schon den müden Duft des Abwelkens.

Aber auch so ist der Berg schön. Er erweckt in uns ein leises Bedauern, ein gewisses Mitleid; fast überkommt einen jenes eigene Gefühl, mit einem Fiebernden zusammen zu sein. Abends fröstelt ihn und zuweilen auch mitten im Tag, wenn ein stärkeres Lüftchen geht, oder wenn ein Wölkchen vor die Sonne tritt. Dann glüht er wieder Mittage hindurch im Fieber. Nebelabende oder Morgen oder ganze Tage voll feuchten Nebels sind wie Stunden in graugetünchten Krankenstuben.

Aber man liebt den Berg doch nicht mehr als in seinen üppigen Tagen, aber anders, nicht so stürmisch, nein träumerisch, wie sich fern erinnernd. Alle fühlen das so! Die darüber gehen, singen keine lauten Lieder, sie stünnen nur, sie gehen gedankenverloren und treten sachte im Gras weiter. Abends klingt da oder dort gedämpft eine Stockflöte. Die kleinen Wasserläufe rinnen dünn und leise, und die wasserarmen Weiher sind wie weitgeöffnete, grüne oder graue oder schwarze Pupillen angstvoller Fieberaugen mit einem breiten Rand weiss um das Auge. Mücken belästigen den Schlummernden, und die ganze Flora an Bergkräutern und Teesorten duftet stark wie Essenzen und Heiltränke.

Aber dafür ist der Berg dann doppelt und dreifach milde, er erzählt alte liebe Geschichten, jedes Herzkammerlein entriegelt er, er treibt einen nicht zum Wandern, er eifert einen nicht an, von Sonnenaufgang bis Abend von Gipfel zu Gipfel zu klettern; er lässt einen träumen und mit Fremden plaudern. Die Stunden und Tage gehen, aber es entgleitet einem nichts, es ist heute wie gestern unendlich geruhsam. Die nächsten Gipfel haben einen goldenen Schein, Täler und Nachbarkämme dagegen stehen im Dunstblau, da bleibt man vor seiner Hütte, vor seinem Zelt in der Sonne liegen, die Tage gehen



Heidelbeerernte

von Osten nach Westen über den Berg, und man schaut geruhsam zu und lässt sie gehen.

Heidelbeerpfücke

Vom Breitfirst zieht sich ein langer bewaldeter Rücken zum Lauchensattel hin. An den Sonntagen gehen hier hundert Wege vorüber querfeldein, ein dauerndes Gehen und Kommen: zum Rotenbacher und Hohnack, zum Markstein und Belchen, zum Schnepfenried oder Kahlen Wasen, zum Lauchenweiher. Jeder Wanderer hat hier ein anderes Ziel. Nur einen kurzen Gruss tauscht man, dann trennen sich wieder alle Pfade, in dem unermesslichen Rund verlieren sich wieder Stimmen und Menschengesichter zwischen Wiesen, Buschwerk, Wald, Fels, Erdfalte und Bergrücken, tauchen nochmals auf, verlieren sich wieder und sind davon. Lieder kommen und verklingen, Mandolinen, Gitarren tönen in dieser Weite silbern auf und vertönen, kaum gehört, wieder.

An den Werktagen ist es still. Nur all das kurze Begegnen und Scheiden irrt wie ungestillte Sehnsucht über den Pfaden. Oder lösen die noch immer gähnenden, eingebrochenen Unterstände aus dem Krieg dieses Gefühl aus? Ganz, ganz selten begegnet einem ein Fusswan-

derer. So ist es da unendlich schön: die so klassisch alpine Kette vom Herrenberg bis Hohnock und Brézouard liegt von uns gegen Norden, gegen Süden die unruhigeren Gipfelzacken jenseits des St. Amarintales vom Rossberg bis zum Winterung. Wer einige Tage hier oben bleibt, geht Heidelbeeren pflücken. Wo wäre es auch schöner, sie zu pflücken als auf dem Platz? In der Vollerntezeit (hier oben Mitte August) durchstreifen da ein altes Mütterchen, ein alter Mann die Sträucher, dort fünf, sechs Kinder mit ihrer Mutter das bald ganz niedere, dann wieder hohe Heidelbeergestrüpp. An allen Enden tauchen sie auf, zwischen Hecken und Felsen. Liebhaber pflücken hier oben zu ihrem Hausgebrauch vierzig bis fünfzig Pfund, die Berufspflücker tragen Rückkörbe voller «Buljer» zu Tal. Vergessen wir aber nicht, es ist ein mühsames Erwerben, nach einem harten Aufstieg von zwei bis drei Stunden beginnt die Arbeit, gebrochen in Lenden und Hüften schleppen sich die Leute zu Tal. Wir pflücken heute allein am Hang hinan, die hohe Heidelbeerzeit ist vorbei. Umso stiller ist es jetzt. Weit und breit keine Seele. Ein Bergfink, den wir im Augenblick stören, fliegt auf und ruft von der nächsten Hecke. Träg, warm, wie das nur an Spätsommertagen ist, liegt die Sonne am Berg, durchglüht und durchstrahlt uns. Viele Heidelbeerhecken werden schon rot, man ist wohl oft schon durchgestreift, aber immer hängen noch Beeren dran, manchmal noch viele sogar. Man muss das Hecklein nur zur Seite biegen. Viele Beeren runzeln schon ein, sie sind überreif, viele sind zerdrückt. Der eiserne Kamm fuhr daran vorbei, sie entschlüpften ihm, aber er zerriss und zerdrückte sie. Nun saugen sich daran die Fliegen und Mücken trunken. Ein träges, lallendes Summen liegt über dem ganzen Hang, so ganz das Lied betrunkenen Mückenvölker. Sie fliegen nicht mehr weg, faul verharren sie, wo sie hintaumeln auf deinem Gesicht, deiner Hand, dem Stengel oder der Beere, die du plückst. Dazu kommt der starke Duft welkender Arnikablüten oder des Quendels: das ist Spätsommer am Berg.

Der Bergsee

Die Berge sind die Melodie, die thematische Linie, das fallende Wasser und der Wind sind der Rhythmus, aber der See inmitten, das ist die Tonart der Musikdichtung. Zu Abend gestern war er still und rosafarben: ein Adagio in H-moll. Alle gingen so still oder sassen auf den grossen Blöcken zurückgelehnt, jeder für sich am Ufer: keiner redete zum andern, alles Schauen war Ahnen.

Es sind nicht alle Bergseen gleich, die stim-

mungsvollsten sind der Sternsee und der Belchensee. De Lyrik des Belchensees ist nordisch, ossianisch, bis düster, die des Sternsees romantisch nach Tieck. Hier schwebt uns der Lauchenweiher vor, er liegt uns so nah zu jeder Tag- und Nachtstunde.

Einmal, plötzlich kam das, war er kraus, dunkelgrau. Der Sturm pfiß dazu, die zerrissenen Nebelfetzen stürzten jählings ins Wasser: das war ein wildes Furioso in F-moll. Trotzig wie Sturm und Wasser standen die Menschen barhäuptig am Ufer mit geblähten Nasenflügeln. Abends nach Tisch wurden Erinnerungen erzählt von Schneestürzen aus den Alpen, von Stürmen an und auf dem Meer, zuletzt von Einbruch und Mord.

So wechselt der See das Thema der Unterhaltung wie eine Modulation die Melodie: in E-dur, smaragdgrün mit nur einem dünnen Platinreifen längs der Ufer, dann prickelten die Gespräche von fernen, marmorenen Palästen, kostbaren Bronzen, Cameen von Venedig oder Florenz in As-dur, tiefgrün und durchsichtig bis auf den Grund nicht wie der grünverwachsene Altenweiher. Am Abend wurden Lieder gesungen von Schumann, Saint-Saëns, Mendelssohn, und da die Stimmung noch feierlicher wurde, von Schubert. Die Herren rauchten nicht und spielten nicht Karten, die Damen lasen nicht und legten keine «Réussiten». Man redete über Musik und Schönheit, es war ganzes Aufgeschlossensein. Eines Tages, als wir vom Berg herabstiegen, lag er unter einem feinen, blauen Schleier und zwinkerte silbern dazwischen durch — in G-dur, nur Märchen und Geschichtlein. Am Klavier am See spielte ein Mensch mit einer goldenen Brille Schumanns «Faschingsschwank» und «Bilder» von Grieg.

Einmal, meist am Sonntag, da hat der See keine Zeit, ein eigenes Gesicht zu haben. Unmengen Menschen umstehen, umliegen ihn, tummeln sich drinnen. Da klingt keine Tonart an, nicht in Dur und nicht in Moll. Der See ist zu sehr in Anspruch genommen.

Heute früh, da ist er wieder allein, da spielt er in C-dur, flott, lustig, weniger originell als unerschöpflich für uns und einige Freunde, deren Berghütten einige hundert Meter über dem Wasser hängen.

Alpensicht

Eines Morgens fällt der Schleier, es fallen alle Schleier, denn es sind eine ganze Reihe: bis zum nächsten Bergzug, bis zur Ebene, bis zum Jura und endlich bis zu den Alpen. Eines Morgens fallen alle, und in vergehender Ferne stehen die Kristallberge von Südosten nach Südwesten, von Tirol bis zum Mont-Blanc. Vorab aber leuchtet



F. Stützer-Herbstmeier

Der Buchenkopf

das Berner Oberland, das Matterhorn vor uns! Das ist jeweils ein feierlicher Augenblick. Die Alpensicht dauert manchmal nur einige Stunden, sie kann aber tagelang anhalten. Ja sogar das Alpenglühen kann man bis in den späten Abend hinein sehen.

Still und feierlich berückt genießt man das Schauspiel, dem Fernen, Ahndevollen hingegeben. Die Worte, die man sich gegenseitig darüber sagt, drehen sich immer im Zirkel, man weiß keine neuen, keine anderen und besseren, aber man wendet sich immerwieder gen Süden, und wenn man zwei Tage lang vorwärts wandert vom Belchen zur Schlucht oder vom Ballon d'Alsace über den Reinkopf, immer sitzt das Gesicht im Nacken. Des Morgens in der Stille sind sie am feierlichsten. Dann geht man wohl allein mit seiner Kanne zur nächsten «Ferme», um Milch zu holen. Es ist schon voller Frühtag über den Kämmen. Taunass und frisch ist es, dass es

einen im leichten Morgenanzug fröstelt und man die Zähne zusammenbeißt. Die Stille ist nicht beklemmend, im Gegenteil, straff voll gebändigter Lust ist sie, dass man aufschreien möchte, und plötzlich, da man nach Süden freie Sicht gewinnt, stehen sie da: Riesenkristalle, Glasberge. An den Tagen sind auch unsere Berge auf viele Kilometer Entfernung entschleiert bis in den tiefsten Grund, in ihre Herzensfalten hinein. Ihre prächtigen Felswände stehen so nahe, das man in den Rissen emporklettern möchte. Die Pfade liegen vor uns, dass man jeden Stock und Strauch beinahe ersieht, aber immer wendet man sich südwärts: Alpensicht. Ueber die Alpen sagt man nichts an den Tagen, allenfalls die Gipfel sucht man zu erkennen, mehr nicht, dazu sind sie zu fern, man hängt nur an ihnen, zu nah, zu fern: ein beglückendes, entsagendes Genießen!

Aus Jepsheims Schwedenzeit

Unveröffentlichte Notizen aus der Chronik des Mathias Bentz von A. Pfleger

(Schluss)

Auch sonst zittert der Wellenschlag des grossen Krieges in kleineren Einträgen im Taufbuch nach. Am 24. Oktober 1633 lässt Konrad Wurst von Beilstein bei Stuttgart, ein schwedischer Soldat, ein Kind taufen. Im November des gleichen Jahres sind die Einwohner in die festen Orte am Gebirge geflüchtet. Apollonia, die Tochter Michels Oberlins des Jüngern, wird am 7. d. Mts. in eines Bürgers Haus zu Rappoltsweiler getauft. Für das ganze Jahr sind nur sechs Taufen eingetragen.

Das neue Jahr 1634 fing schlecht an. «Den 27. Januarii 1634 musste man die Glocken aus dem Dorfe, auch eiserne Oefen und Fenster hinweg flehnen, weil schon an etlichen orten die Glocken hinweg geführt und zerschlagen wurden, die Uhr auf St. Martins Kirch hatte das räuberische Gesindel herunter gehaben, weil sie aber dieselbe nicht hatten fortbringen können, wurde sie neben anderen Stücken nach Rappoltsweiler geführt».

In diesem Jahr 1634 sind neun Kinder in der befestigten Kirche von Hunaweier, je eins in Colmar und Rappoltsweiler und nur sechs in Jepsheim selbst getauft worden. Aehnlich finden im Jahre 1635 auf zehn Geburten fünf Taufen in Rappoltsweiler und drei in Hunaweier statt; 1636 sind es nur zwei Taufen in Rappoltsweiler, davon eine «in der Kässanna Hauss». 1637 lässt Johann Philipp Spener, Registrator der Jepsheimer Herrschaft, eine Tochter in Rappoltsweiler taufen, während des Melkers Kind zu Jepsheim getauft wird. Für 1638 fehlen die Einträge vollständig.

«Es ist von Anno 1636 bis 1646 keine Jahrzahl mehr angemerkt worden dann vor diesem Jahr 1646. Stund es, das die Leut wieder aus der Flucht hierher kamen und das Feld baueten. Wiewol aber eine geringe Anzahl, dann die meisten waren Hungers gestorben» (Kirchenbuch B f. 217).

«Anno 1640, als zuvor nemlich Anno 1638 Breisach von dem durchleuchtigsten Fürsten und Herrn Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar eingenommen und also nur einerley Parteien Kriegsvolck im Lande war, kamen etliche wenig Leut wieder aus der Flucht und Elend von Jepsheim und waren die Ersten Herr Johann Nagel der Schulmeister und seine Frau, Martin Fischer, Lorentz Oberlin und Claus Fischer und sein Weib. Diese brachten mit Vorschub ehrlicher Leute soviel zuwegen, dass sie einen

Pflug mit 4 Ochsen ins Feld führten und wieder ein wenig baueten, da bissher alles bede Dorf und Feld in der Wüsteney öde und lehr gelegen» (Kirchenbuch A fol. 185).

«Anno 1641 auf den H. Ostertag ward wiederum das Hochwürdige Abendmal des Herren in der Kirche zu Jepsheim zum erstenmal gehalten, und waren die Comunicanten und auch die damalen wieder anfahende Inwohner, so von der vorigen grossen Anzahl übergeblieben waren und theils wieder im Dorff waren, theils ab und zu giengen: Johann Nagel, Schulmeister, und sein Frau und zwey Töchter; Martin Fischer und sein Frau; Martin Oechsle, Schumacher, und sein Frau; Georg Oberlin; Hans Dorss und sein Frau; Georg Scherrer; Martin Zimmerle und sein Frau; Lorentz Oberlin und sein Frau; Hans Oberlin und sein Tochter Apollonia; Martin Oberle und sein Schwester; Claus Oberlin, des Marxen Stiefsohn; Claus Fischer und sein Frau; Hans Oberlin von Munzenheim und sein Frau; Margaretha Meyerin, Matthis Hausers Wittwe; Appollonia Schmittin, Michel Oberles Sohn hinterlasene Wittwe» (ebd.).

Für 1641 fehlen die Geburten, 1642 sind es drei, darunter das eheliche Kind eines Soldaten, so auf Salva Garde zu Jepsheim lag. Noch war das Leben im offenen Dorfe unsicher genug. 1643 tauft der Pfarrer vier Kinder, darunter einen Sohn des Müllers. «Diss Kind ward zu Jepsheim in der Mühle geboren, und weil wegen des Durchzugs der Soldaten jedermann geflohen war, brachte es der Vater nach Rappoltsweiler, da ward es von dem damaligen Pfarrer von Jepsheim getauft.» 1644 beträgt der Geburtenzuwachs schon sieben, darunter «Hans Würths, gewesenenen Fänrichs unter der Schwedischen Armée und damals Officier bei den Sachsenweimarischen Artillerie und Marcadanters ehelicher Sohn». Im August desselben Jahres taufen «Ludwig Mann von Marlenheim im Strassburger Gebiet gebürtig, ein Reiter von den Erlachischen und des Ridmeisters Leizen Compagnie», und ein Reitersmann namens Leonhart Steinmüller ihre ehelichen Kinder in Jepsheim, während im November wieder eine Taufe in der Spitalkirche zu Colmar stattfindet.

In dem Jahrzehnt von 1636—1646 wechselten Teuerung und Hungersnot mit fruchtbaren Jahren. «In diesem Jahr 1636 wurde die Frucht so theuer, dass das Fierdel Weitzen auf dreissig, ja auch gar auf Sechs und dreissig Gulden kam



R. Gall

Zellweiler

(30 Gulden = 50 livres, 36 Gulden = 60 livres). Umb diese Zeit ward ein Ey um drei batzen verkauft (3 batzen thut 6 Sols 8 den.)). Das Eichel und Kleien Brod verkaufte man dem pfund nach und kont nicht genug bekommen. Die armen Leute insgemein assen Hunde, Katzen, Rossfleisch, unzeitige Kälber, die Trageten von den Kühen und andere unmenschliche Sachen. wenn sie nur dieselben bekommen konnten, und Sturben die Leute dahin wie die Mucken an der Wand.

Gleichwol hat sich durch die Gnade und Seegen Gottes ihre Nahrung mercklichen gebessert und je länger je mehr gebauet und dannhero die Frucht je länger je mehr abgeschlagen, bis endlich Anno 1646 et 1647 das Fierdel Weitzen dritthalben, auch vielmals 2 Gulden goltten (thut 4 l. 3 s. 4 d. und 2 Gulden thut 3 l. 6 s. 8. d.). Das Korn 20 Batzen (thut 2 l. 4 s. 5 $\frac{1}{4}$ d.). Die Gerst 1 Gulden (thut 1 l. 13 s. 4 d.)» (Kirchenbuch B fol. 217).

«1648 Schwedische Zehnten. Die Einwohner des Dorfes mussten dieses Jahr viele Contributionen geben, sie müssen Monatlich 38 Gulden (das macht 63 Livres 6 Sols 8 deniers) nacher Breisach geben und haben bissweilen Einquartierung und müssen noch Frondienste leisten und müssen noch den Schwedischen Zehnten geben, er wird so genant, weil er von den Schwedischen erdacht worden ist. Von jeder Juchert 2 Sester, was sie getragen. Anno 1648 hat dieser Zehnten getragen 172 Fierdel von allerhand Früchten Weitzen, Korn. Gersten und

Habern, so man nacher Breisach in das Magazin liefern musste» (ebd. 217).

«Das Dach an der Kirch erneuert. In diesem Jahr 1650 ist auch das Dach an unserer Kirch und auf dem Thurn, welches in dem langwierigen Kriegswesen sehr böss worden und dem Einfall trauete, wieder erneuert worden, wurde gantz abgehoben bis auf die Mauren, welche obenher auch etwas böss war. Da sie ausgebessert worden, so setzte man einen gantz neuen Dachtuhl auf, dazu unsre gnädige Herrschaft dass Holtz gab, welches man am Gebürg holete. Junker Willhelm von Berckheim steuerte hierzu 10 Gulden und die Burgerschaft bis in 70 Gulden, das übrige wurde aus dem Einkommen der Kirchen genommen, meistentheils aus alten, austehenden Schulten, welche man eintrieb. Denn die Gefälle der Kirchen waren damals noch gering, aldieweil man noch nicht den völligen, sondern nur den halben Zinss gab und viel gar ausstehen blieb. Der Kosten dieses Baues hat sich, als ich vernehme, bis in 300 Gulden beloffen.

1650 Kunheim wird wieder bebauen. In diesem Jahr 1650 fing man an Kunenheim wieder zu bauen, welches durch die Breisachische Belagerungen gänzlich Ruiniert worden bis auf die Kirch, ausser deren war kein einziges Haus oder Gebeu, ja nicht eine Stütze mehr vorhanden. Den Bau hat angefangen einer aus hiesigem Dorff mit namen Claus Fischer, Würth zum Stern, welcher ein Weib von Kunenheim und etliche Güter daselbst hatte» (ebd. 219).

Das sind die Auszüge, die ein wackerer Jepsheimer Bürger aus den Kirchenbüchern über den Schwedenkrieg gemacht hat. Sie allein zeugen von einem starken historischen Interesse und einer tüchtigen Schulbildung, die einen einfachen Bauersmann befähigte, neben seiner Berufsarbeit einen über 700 Seiten dicken Folio-band mit sauberlicher Schrift zu füllen und der Chronist seines Dorfes zu werden. Die Neigung zum Schreiben vererbte Mathias Bentz auf seinen Sohn Johann Jakob, den Schmiedemeister, der seine Chronik bis zum Jahre 1842 fortführte.

Wie sein Vater erreichte er ein hohes Alter und starb 88 Jahre alt im Jahre 1892. Die Devise der schreibbefreudigen Familie schrieb sein Bruder Johann Georg 1849 in seine Hochzeitsbibel:

Das Papier ist der Acker,
Darauf schreib ich gar wacker.
Die Dinte ist der Saamen,
Damit schreib ich meinen Namen.
Die Feder ist der Pflug,
Damit schreib ich genug.
Hab ich das nicht recht geschrieben,
So ist mir die Kunst in der Feder geblieben.

Zwei Volkslieder

Das Lied vom Schulmeisterlein

Ihr Herren, den Schulmeistern zu Ehren
Wollt ihr ein Liedlein doch hören
Ich wünsche, dass es allen
Wohl möge gefallen,
::Denn 's ist ja kein Dörflein so klein,
Schulmeisterlein müssen drin sein !::

Da muss man syllabieren, diktieren,
Analysieren und korrigieren,
Und würd' für den Fehler
Bezahlt noch ein Heller,
::Bald wär man ein grundreicher Herr
Und führe sechsspännig einher !::

So sind es meist nur arme Teufel.
Das leidet fürwahr keinen Zweifel.
Vom frühesten Morgen
Bis abends voll Sorgen,
::Und gäb' es kein Bier noch und Wurst.
Man stürbe vor Hunger und Durst !::

Aus Grafenstaden, mitgeteilt von Ch. Dulck

Die Handwerker und der Soldat

Der erste war ein Beck,
Und der zweite war ein Müller,
Und der Dritte war ein Soldate,
Der nahm das Mädchen bei der Hand.

Nahms bei der Hand, bei der Hand,
Schwenkt's dreimal im Kreise herum,
Und er führte das schöne Mädchen
In Wirtshaus hinein.

Frau Wirtin, schenket ein volles Glas Wein,
Denn das Mädchen hat so schöne Kleiderlein,
Das Mädchen hat so schöne Kleiderlein,
Alles muss versoffen sein.

Soldaten, Kameraden, sind kreuzbrave Leut,
Sie versaufen alles, was sie haben.
Sie versaufen alles, was sie haben.
Keiner behält einen Kreuzer Geld.

Aus Bernhardsweiler 1866

Als der Grossvater in die Schule ging

Mit 4 Jahren gingen wir Landkinder in der Regel in die Kleinkinderschule (Salle d'asile), die ich aber, offen gesagt, nicht besonders gerne besuchte, weil die damalige Lehrerin alles andere als eine rechte Kinderfreundin war. Am meisten fürchtete ich die Tatzten, die das kinderliebende Fräulein bei den geringsten Vergehen musterhaft auszuteilen verstand. Man musste die fünf Fingerchen feste zusammenhalten, dann erhielt man von dem gnädigen Fräulein mit einem Lineal manchmal einen recht harten Schlag auf die Fingerspitzen, den wir noch zarten Menschenkinder sehr schmerzlich empfanden und mit einem Jammerschrei quittierten, wie es Menschen dieses Alters leicht fertig bringen.

In dieser Kleinkinderschule erhielten wir ausser Pflege und Wartung, von der nicht viel zu spüren war, die ersten Anleitungen für angehende Schüler, als die wir dann mit sechs Jahren die Schule obligatorisch besuchen mussten. Wir erlernten in der Kleinkinderschule vor allem das Abc. Dasselbe wurde sogar täglich mehreremale im Chor von uns sangeslustigen Kinderseelen in jeder Tonart gesungen, sodass mir diese Melodie heute noch lebhaft in Erinnerung ist. An den Wänden des Schulsaales waren zur Veranschaulichung Tafeln aufgehängt mit Bildern und Buchstaben, nach welchen wir buchstabieren lernten; so stand z. B. vor dem Esel ein «e», vor dem Ochsen ein «o» und so fort. Auch mit Griffel und mit ganz alten Schiefertafeln lernten wir umgehen und Buchstaben und Zahlen machen. Wer einigermaßen einen Begriff hatte von dieser Méthode directe und leicht auffasste, der erlernte recht bald das Abc, andere dagegen blieben lange Zeit an der berühmten Ochsentafel (1. Tafel) infolge ihrer Beschränktheit. Diese Tafel wurde nicht etwa Ochsentafel genannt weil auf derselben vor dem Ochsen ein «o» stand, sondern weil die meisten von dieser Tafel lange nicht loskommen konnten und infolgedessen Ochsen oder Ochsentäfler genannt wurden. Um nicht mit den Händen klatschen zu müssen, benutzte die Lehrerin ein buchähnliches Holzinstrument (Claquoir). Mit diesem Instrument wurden von dem Fräulein alle Zeichen gegeben und auch das wunderbare Abc-Lied begleitet. Ein boulier (Rechenmaschine) war auch vorhanden, durch den wir unsern schwachen Verstand schon rechtzeitig schärfen sollten. Dies war so ungefähr die Vorbildung von uns Abc-Schützen in der Kleinkinderschule vor etwa 65 Jahren.

Mit 6 Jahren kamen wir dann zum Lehrer auf die Unterstufe. Hier musste intensiver gearbeitet und gelernt werden, die Disziplin war weit strenger, und es wurde unbedingt Gehorsam verlangt, was auch in erster Linie zu einem geordneten Schulwesen gehört. Vor 1870 bestand noch kein eigentlicher Schulzwang, und gar mancher Schüler blieb den Sommer über der Schule meist fern, die Analphabeten gehörten damals auch nicht zu den Seltenheiten. Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, dass vor 1870 gar mancher Schüler im Sommer barfuss zur Schule ging. Das Barfusslaufen war in jener Zeit eine Sitte, an der sich kein Mensch störte, da auch viele Erwachsene barfuss liefen. Aus der Schule heimgekehrt, hiess es so wie so sofort Schuhe oder Holzschuhe und Strümpfe ausziehen, man musste eben sparen.

Unsere damalige Schulausrüstung, ich spreche wohlverstanden vom Dorfe, bestand aus einem ganz einfachen, blauleinenen, selbstverfertigten Büchersack, der mit einem Bande aus gleichem Stoffe oder einer starken Schnur zum Umhängen versehen war. Dieser einfache Bücherranz enthielt die nötigsten Bücher oft in einem recht kläglichen Zustande, da sie gar oft ihren Besitzer wechselten, ferner selbstverfertigte Schreib- und Rechenhefte mit reichlichen Eselsohren, Dann enthielt er noch eine schwere dicke Schiefertafel ohne Rahmen, vielfach auch noch Gänsefedern zum Schreiben, da die Stahlfedern noch nicht allgemein eingeführt waren. Auch fehlten nicht die Lineale, gross und klein, die fleissig benutzt werden mussten infolge des unliniierten Papiers, das meistens zu den Hefen verwendet wurde.

In diesen Unterstufen lernten wir zuerst deutsch, dann erst französisch. Das Deutsche verstanden wir junge Elsässer recht bald infolge unseres deutschen Dialektes. Französisch lesen erlernten wir ebenso rasch, verstanden aber lange nicht den Sinn des Gelesenen. Die Zeitwörter wurden gleichzeitig deutsch und französisch von der ganzen Klasse im Chor hergesagt, eine Litanei, die uns allen immer Spass machte, da wir allerhand dummes Zeug mit einflochten. So kamen wir mit den beiden Sprachen langsam, aber sicher vorwärts. Der Dialekt blieb aber vorherrschend als Umgangssprache.

Auf der Unterstufe wurde von fleissigen Schülern tüchtig drauflosgelernt, um ja recht bald den ersten Platz in der Klasse zu erreichen. Ich selbst war noch auf der Unterstufe, als im Juli 1870 der Krieg ausbrach. Während des

Krieges wurde die Schulordnung etwas locker, und manchmal gab es zu unserem nicht gar grossen Leidwesen noch Einquartierung in die Schulsäle. Doch es wurde bald wieder Friede. Nach dem Kriege 1870 wurde allgemein der Schulzwang eingeführt, und wer unentschuldigt fehlte, machte sich strafbar. Auch durfte man nicht mehr barfuss zur Schule kommen, und noch manches hat sich geändert. Die Gänsefedern wurden abgeschafft gleichmässige Schreibhefte mit liniertem Papier und blauen Decken wurden eingeführt, die nötigen Bücher mussten alle mit einem Umschlag versehen sein. Der leinerne Büchersack verschwand von nun an mehr und mehr, und an dessen Stelle trat der lederne Schulranzen, in welchem peinliche Ordnung herrschen musste.

Wie auch heute noch, wurde damals schon für die Freizeit ein Vesperbrot mitgenommen, in der Regel ein Stück schwarzes Gerstenbrot, einige Nüsse, auch ein oder zwei Äpfel, sehr oft Dörrobst, an dem es selten mangelte. In Ermanglung dieser Leckerbissen tat es bei uns

Landkindern auch eine Mohrrübe. Jetzt werden von den Kindern mitgenommen: Weissbrot mit Wurst, Schokolade, Orangen, Bananen, Feigen, Äpfel, daneben Kuchen und Brötchen aller Art. Das ist doch eine ganz andere Lebenshaltung als früher, und beinahe möchte ich bedauern, dass ich nicht mehr in die Schule gehen darf. Denn bei einer solchen Schülerkost muss es sich doch entschieden leichter lernen als bei einer ganz gemeinen Mohrrübe.

Die Kinder gehen jetzt im allgemeinen reichlich und ordentlich gekleidet zur Schule, es ist dies ein begrüssenswerter Fortschritt der Neuzeit, denn wie oft brach doch früher infolge allzugrosser Unreinlichkeit die so gefürchtete Krätze aus, von der man heute gar nichts mehr weiss. Viele Kinder mussten infolge dieser Krankheit die Schule meiden.

So war es einst, heute ist es anders, nur die Zukunft wird für uns alte dunkel bleiben, darum lebe die Erinnerung.

F. Baldensperger.



G. Meyer

Tannenkirch

Gewitter über dem Kreuzhof

Von Ernest Schmitt, Schönau.

Langsam senkte sich die Augustnacht über das allgemach zur Ruhe kommende Dorf. Nur vereinzelt Rufen und Schreien von Männern und Burschen, die auf der Strasse haltende Erntewagen in die Scheunen und unter die Schuppen schoben, hallte noch durch die nächtlichen Gassen. Sonst atmete alles müde und ermattete Stille. Am westlichen Horizont schob sich eine schwarze Wolkenwand langsam höher; grell darüber hinflammendes Wetterleuchten liess ahnen, dass ein schweres Gewitter für die Nacht zu erwarten war. Sorgenvoll schaute wohl manches Auge hinüber zu der unheil drohenden, schwarzen Wand. «Vielleicht zieht's auch am Gebirg entlang», hörte man hier und da einen sagen; aber so recht daran glauben tat wohl keiner. Bedrückt ging jeder in sein Haus.

In der Küche des Kreuzhofes war man eben mit dem Nachtessen fertig geworden. Die zwei Knechte und die beiden Tagelöhner legten geräuschvoll ihre Löffel auf die Teller, schoben diese zurück und wischten mit dem Handrücken über den Mund. Die beiden Mägde erhoben sich und begannen den Tisch abzuräumen. Entgegen der üblichen Gewohnheit, den Feierabend mit einer Plauderstunde zu beschliessen, herrschte heute Abend unter den Leuten völlige Schweigsamkeit; die von der angestrengten Arbeit des Tages hervorgerufene Müdigkeit schien auch den immer zum Scherzen und Lachen bereiten Mund ergriffen zu haben. Eben standen auch die Männer auf, griffen nach ihren Hüten und Mützen und wollten sich mit einem kurzen Gruss entfernen, als die zum Wohnzimmer führende Tür geöffnet wurde und in dem Türrahmen ein grosser, starker Mann, der Bauer und der Herr des Hofes, erschien. Sein eckiges, fast vierkantiges Gesicht zeigte harte Züge, und auch die Stimme hatte einen rauhen Klang, als er jetzt sagte: «Du, Berty, kommst nachher gleich in die Stube herüber, ich habe mit dir zu reden!»

Der mit «Berty» angeredete, ein schlank gebauter Bursche mit einem sehr sympathischen, hübschen Gesicht, schaute ein wenig betroffen auf, und auch die anderen machten verwunderte Augen. Eines der jungen Mädchen, die am Wasserstein hantierten, meinte, als der Bauer wieder verschwunden war, ein wenig schnippisch und spöttisch: «Der will die Hochzeit mit der Odile mit dir besprechen, Berty!»

Der junge Mann wurde glühend rot; er sagte aber nichts und ging ohne Zögern in das Zim-

mer hinüber. Als er eintrat, sass der Bauer schon wieder am Tisch, auf dem verschiedene Papiere und Geschäftsbücher wirr durcheinander lagen. Er blieb, die Mütze in der Hand, an der Türe stehen. Der Bauer beachtete ihn erst gar nicht; er schien so in seine Papiere vertieft, dass er das Eintreten des Knechtes ganz überhörte. Erst nach einer Weile hob er den mächtigen Kopf, sah den Eingetretenen mit einem bösen Blick durchdringend an und sagte scharf und schneidend: «Also, ich möchte dir sagen, dass du morgen meinen Hof verlassen und dich nach einer andern Stelle umsehen kannst. Hier ist dein Lohn für den laufenden Monat und auch das Arbeitsbuch mit dem Zeugnis.»

Als der ganz bleich gewordene Knecht regungslos stehen blieb und keine Miene machte, nach dem hingeworfenen Briefumschlag und dem Büchlein zu greifen, fuhr der Bauer polternd fort: «Na, hast du mich vielleicht nicht verstanden? Ich habe doch laut genug geredet! Jetzt ging ein Ruck durch die Gestalt des jungen Burschen. Ruhig, aber doch mit einer deutlich durch die Stimme hallenden Erregung antwortete er: «Meister, eure Kündigung trifft mich unerwartet und hart, und ich kann mir keinen Grund dafür denken. Ich habe euch doch, seit ich aus der Schule entlassen bin, stets treu und ehrlich gedient. Ich glaube also auch fragen zu dürfen, warum ihr mich jetzt so Knall und Fall hinauswerfen wollt.»

Der Bauer lachte grimmig auf. «Ich werde schon meine Gründe haben,» rief er laut. «Wenn du sie durchaus wissen willst, kannst du sie auch erfahren. Also, die Liebelei mit meiner Tochter habe ich nun lange genug mitangesehen, und da du anscheinend nicht verstehen kannst, dass von der Tochter des Kreuzhofbauern zu einem hergelaufenen Habenichtsknecht keine Brücke führt, fliegst du eben hinaus. Du kannst sehen, wo du derlei Absichten sonstwo unterbringen kannst. Bei mir geht das nicht, verstanden!»

Der Bauer war während dem Sprechen aufgesprungen und mit geballten Fäusten vor den Burschen getreten. Der wich nicht zurück; stolz richtete er sich auf, und während auch ein stolzer Schimmer in seinen Augen aufflammte, entgegnete er mit mühsam niedergehaltener Erregung: «Ich weiss nichts von einer Liebelei mit eurer Tochter. Gewiss habe ich sie gern, ja lieber als mein Leben. Aber noch nie habe ich vergessen, dass sie die reiche Herrentochter ist, und dass ich ein armer Schlucker bin. Noch nie



Phot. A. Imbs

Walf

habe ich ein Wort zu ihr gesagt, das meine Gefühle für sie hätte verraten können. Aber wahrscheinlich war ich in meinen Blicken und in meinem Benehmen nicht vorsichtig genug, so dass die Umwelt von meinem Herzensgeheimnis doch erfahren konnte. Das tut mir leid; aber um Verzeihung kann ich nicht bitten; denn einer Schuld bin ich mir nicht bewusst.»

«Dass geht mich alles nichts an,» brauste der Bauer wieder auf. «Einfach machst du, dass du schleunigst von meinem Hof verschwindest, am liebsten wäre mir heute noch, — jetzt gleich, — jetzt gleich, — hörst du!»

Wieder blieb der Bauer zornfunkelnd und mit geballter Faust vor dem Knecht stehen. Er wäre in seiner Wut gewiss noch tötlich geworden, wenn sich jetzt nicht die Türe zum Nebenzimmer geöffnet hätte und ein schönes, strotzend gesund aussehendes Mädchen hereingekommen wäre. Dasselbe trat rasch auf den Bauer zu und sagte mit zitternder, flehender Stimme: «Nicht schlagen, Vater, der Berty hat es sicher nicht verdient. Er war immer so lieb und freundlich zu mir, und...» Leiser werdend setzte es hinzu: «Ich bin ihm auch immer gut gewesen!»

«So, da soll ich vielleicht nur noch Ja und Amen sagen.» polterte der Bauer wieder los.

«Nein, das sollt ihr nicht, Meister». Die Antwort des Knechtes klang ein wenig hart und rauh. «Ich gehe heute noch vom Hof. Man wird mich schon irgendwo wieder aufnehmen. Wenn ich auch ein armer Schlucker bin, so habe ich doch gesunde und starke Arme. Und vermessene Wünsche und Hoffnungen lassen sich am besten begraben, wenn man sich sagt, dass man arm ist und immer arm bleiben wird.»

Er trat an den Tisch und griff nach dem Briefcouvert und dem Arbeitsbuch. Dabei streckte er auch dem Mädchen die Hand hin. «Leb wohl, Odile! Ich wünsche dir alles Gute und danke dir zeitlebens für die freundliche Zuneigung, die mich so glücklich gemacht hat. Wir werden uns wohl nie mehr wieder sehen im Leben; es tut weh, das zu sagen, aber es muss sein! Und da ist es besser, gleich Abschied zu nehmen für alle Zeit. Noch einmal, leb wohl! In meinem Beten wird immer die Bitte sein, dass du glücklich wirst.» Seiner Bewegung kaum mehr mächtig, stürzte der junge Mann hinaus.

«Berty! Berty!» Der schmerzvolle Ruf des Mädchens verhallte im drohenden Donnerrollen des näherkommenden Gewitters.

Als sich die Türe hinter dem Davoneilenden geschlossen hatte, trat der Bauer zu dem auf einen Stuhl gesunkenen und laut weinenden Mädchen, und mit noch immer laut grollender Stimme sagte er: «Wie hast du dich nur soweit vergessen können, Odile! Gut, dass ich endlich hinter die Geschichte gekommen bin. Du hättest dir doch wohl denken können, dass der Kreuzhofbauer niemals seine Tochter einem Knecht zur Frau gibt. Ich habe andere Pläne mit dir. Und weil wir jetzt grad bei dem Thema sind, will ich dir sagen, dein Mann ist schon lange für dich gesucht und gefunden. Des Nachbars Güschtel wird mein Schwiegersohn werden und kein anderer!»

Wie von einer Nadel gestochen, fuhr das Mädchen in die Höhe. Ganz erschrocken starrte es den Vater an, und mit bebender Stimme rief es: «Was sagst du, Vater! Den Güschtel soll ich nehmen, den widerlichen, hässlichen Menschen! Nein, Vater, das kann dein Ernst nicht sein! Dazu wirst du mich nicht zwingen wollen! Eher bleib ich immer bei dir. Vater, guter Vater, nur das nicht. Wenn ich den Berty nicht haben darf, so will ich nur dein Kind sein und nichts anderes. O Vater, sei barmherzig!»

Doch der Bauer schien unbeweglich zu bleiben. Er schüttelte langsam den mächtigen Kopf, und mit der gleichen harten und rauhen Stimme sagte er: «Du benimmst dich ganz kindisch!»

Was hast du eigentlich gegen den Güschtel? Dass er gerade keine schöne Fratze hat! O du heilige Einfalt! Dafür hat er aber Geld, viel Geld. Und darauf allein kommt es bei uns an. Schöne Gesichter, ha, ha, das sind Sachen, die für Stadtmenschen Bedeutung haben, die jeden Tag in den Schaufenstern ihrer Gassen ihr Portrait sehen. Aber wir, wir brauchen Geld und Sparkassenbücher und Aecker, damit wird bei uns der Mann gemessen. Das solltest du doch wissen. Und wenn du es noch nicht weisst, ist's traurig genug, so lass es dir jetzt gesagt sein, damit du verstehen lernst, wenn ich sage, dem Ohlmann sein Güschtel wird dein Mann, nur der, und das recht bald! Hast du verstanden?»

Bei den letzten Worten des Bauern war das Mädchen bis zur Nebenzimmer-Tür zurückgewichen. Ihre Augen hatten keine Tränen mehr, und auch der angstvolle Ausdruck darin war verschwunden. Statt dessen flimmerte ein Schein über das blasse Gesicht von eigenwilliger Entschlossenheit und unbeugsamem Vorsatz. Mit auf dem Rücken gekreuzten Armen lehnte es gegen die Wand, und mit einer Stimme, der man die innere Erregung wohl anhören konnte, sagte es: «Ja, Vater, ich habe verstanden. Aber du irrst, wenn du glaubst, dass ich den Güschtel jetzt heiraten werde. Niemals werde ich mich dazu zwingen lassen; eher gehe ich in den Rhein.»

Der Bauer gab nicht gleich Antwort. Schwer und mit einem dumpfen Stöhnen liess er sich in einen Stuhl fallen und starrte eine Weile wie geistesabwesend vor sich hin. Dann redete er wieder; aber die Stimme hatte einen ganz veränderten, fast hohlen und gebrochenen Klang. «Odile, du wirst ihn doch heiraten, wenn du alles weisst. Es handelt sich nämlich um viel mehr als du ahnst, und du wärst mein Kind nicht mehr, wenn du dich noch länger weigern würdest. Der Ohlmann bringt bare 100 000 Franken mit, und die muss der Kreuzhof haben, wenn er nicht untergehen soll. Ja, Kind, du machst verwunderte Augen! Aber so ist es, leider. Wenn wir das Geld nicht bekommen, sind wir bankrott, ist der Hof verloren, und sind wir heimatlos! Heimatlos, kannst du dir das denken? Kannst du dir nicht ausmalen, wie es mir sein müsste, wenn ich von meinem Hof herunter gejagt würde? Ist es denn denkbar, dass es noch etwas gibt, welches ein Opfer sein könnte, wenn man damit die Heimat retten kann? Nein, Odile, die Heirat mit dem Güschtel wäre in diesem Verhältnis sicher kein Opfer. Er ist wohl nicht der sauberste Bursche im im Dorf; aber er ist doch ein braver Kerl; er hat noch nichts mit den Gendarmen zu tun gehabt, er schafft wie ein Stier von morgens bis abends, und in der ganzen Umgebung hat er die



Phot. A. Imbs

Heiligenstein

schönsten Rosse. Gewiss könnte er bei den Vornehmsten anklopfen; aber er will dich! Sträube dich also nicht länger, Odile, nimm den Güschtel und erhalte dir damit die Heimat und mir den Hof, ohne den ich nicht leben kann.»

Auf die lange Rede des Bauern folgte ein langes, drückendes Schweigen; nur das Donnerrollen des schon ganz nahe tobenden Gewitters füllte den Raum. Mit den gleichen starren Zügen schauten Vater und Tochter in das unruhig flackernde Lampenlicht. Zuerst schien sich in dem Wesen der Tochter die Starrheit zu lösen; schleppenden Schrittes ging sie auf den Vater zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit einer ganz unnatürlich ruhigen Stimme: «Du kannst ruhig sein, Vater; ich, ich werde tun, wie du es wünschest. Nur bitte ich dich, mir noch ein wenig Zeit zu lassen!» Und ohne ein Wort abzuwarten, huschte sie rasch aus dem Zimmer.

Noch kurze Zeit blieb der Vater an dem Tische sitzen. Dann erhob auch er sich, raffte die Papiere zusammen, tat sie in den Schrank und taumelte ebenfalls hinaus. Das Gewitter tobte jetzt mit entfesselter Gewalt. Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag; die Welt schien untergehen zu wollen. Trotzdem das Blitzlicht

den Hausgang fast tagehell erleuchtete, musste sich der Bauer mit beiden Händen an der Wand entlang tasten, um ins Freie zu gelangen. Die bleierne Schwere in den Gliedern drückte ihn gewaltsam an die Aussenwand des Hauses. Noch fiel kein Regen. Es war nicht der Aufruhr der Elemente, nicht die Angst vor dem fürchterlichen Wetter, das ihm so die Seele belastete, nein, aber in dem Leuchten der Blitze sah er immer vor sich das totblasse Gesicht, die totunglücklichen Augen seines Kindes. Das hatte er sicher nicht gewollt! Und doch musste es sein; es gab ja keine andere Rettung mehr für den Hof... Wirklich, liess sich kein anderer Ausweg finden? Die Odile musste ihn für hart und grausam halten, und das war er doch nicht nein! Und doch, und doch!

Wieder ein zügelnder Blitz! Er schloss die Augen, aber doch frass ihm der grelle Schein bis ins Gehirn hinein. Verwirrte ihm alles denken! Wenn der jetzt in den Hof gefahren wäre, gezündet hätte! Er war doch versichert... Die Versicherungssumme könnte ihm helfen... würde die Entscheidung hinaus schieben... sein Kind konnte wieder froh werden. Wieder ein Blitz, — wieder einer, der nicht zündete! — Warum zündete er nicht? Er fuhr in die Höhe! Wenn der Himmel nicht wollte, warum sollte er nicht nachhelfen? Es wäre ja so leicht jetzt. Einfach hätte das Wetter eingeschlagen... keiner würde an Brandstiftung denken. Hilfe für den Hof, Hilfe für sein Kind... Ja, er wird es tun. In seinen Augen flackerte es!

Von Blitzfeuer umloht, stürzte er vorwärts der Scheune zu... an der Knechtskammer vorbei. Die Tür stand offen, keiner der Knechte in der Kammer. Auf dem Tischchen, ein Halter mit einem Kerzenstummel und einer Sreichholzsachtel... Schon hatte er sie an sich gerissen. Zwei Sprünge noch, und er stand in der Scheune. Wie das Herz pochte! Ruhe — Ruhe — erst! Er musste einen Moment an das Scheunentor lehnen. Das Stroh duftete so schwer...

Wie ihm der Geruch die Sinne umschmeichelte! War es nicht, als ob die Garben zu ihm flüsterten: Gelt, du tust uns nicht weh? Du hast uns ja gesät, wir sind gewachsen durch deine Arbeit und deinen Fleiss. Deine Sorge hat uns rechtzeitig hier herein gebracht. Nein, du tust uns keinen Schaden, wir sind ja ein Stück von dir selbst!

Und doch — und doch! Es musste sein, musste, musste... Der Hof und sein Kind!... Der Hof und sein Kind! So schrie das Herz! Aber doch zitterte die Hand, als er den Kerzenstummel anzündete, ihn auf den Boden der Tenne stellte, unter den beladenen Fruchtwagen schob, ein wenig Stroh hart daneben aufschüt-

tete. In wenigen Minuten musste die Kerze soweit herunter gebrannt sein, dass die Flamme das Stroh erreichte, und dann, dann... Bis dahin musste er in Sicherheit sein. Niemand durfte ihn sehen. Zwischen zwei Blitzen sprang er bis zur Knechtekammer zurück, duckte sich einen Moment da hinein. Noch ein Sprung, und er war an der Haustüre. Sie klinkte hinter ihm zu. In Sicherheit! Niemand hat ihn gesehen? Wie rasend pochte das Herz. Oder war es das Wettergrollen, dass so über den Kreuzhof und an seine Schläfen polterte? Dieser Schlag eben ganz besonders. War es nicht ein Krachen gewesen, als ob die Erde bersten würde. Schreien hörte er noch, wildes Rufen... Dann schwand ihm die Sinne!

* * *

Ein wundervoller Morgen folgte der Schreckensnacht. Golden und unschuldig heiter lächelnd schaute die Sonne durch den tiefblauen Azur auf die von dem bösen Wetter in der Nacht arg zerzauste Erde herab. Sie schien auch freundlich und kosend auf das stille Rieddorf, wo die Trümmer der verbrannten Oekonomiegebäude des Kreuzhofes noch glühten und qualmten und rauchten. Fast das ganze Dorf umstand die wüste Trümmerstätte; einige besonders Neugierige drängelten sich hart an die Gruppe heran, welche sich um die Gendarmen gebildet hatte, die eine Untersuchung über die Entstehung des Brandes einleiteten. Das Protokoll hierüber war bald aufgestellt, da ja nur Blitzschlag in Frage kommen konnte.

Der Kreuzhofbauer konnte nicht selbst dem Verhör beiwohnen. Seit gestern Nacht lag er, wahrscheinlich infolge des ausgestandenen Schreckens, schwerkrank und fiebergelühend in seinem Bette, und niemand durfte an seinem Lager erscheinen als nur seine Tochter. An seiner Stelle gab der Nachbar, der Ohlmann Krischtian, bereitwillig Auskunft über alle Fragen. Er und sein Sohn konnten bestätigen, dass, kurz bevor in der Scheune das Feuer aufgeflammt wäre, ein krachender Blitzschlag niedergegangen sei, der jedenfalls sofort gezündet hätte. Es fiel nicht auf, dass der Sohn des Krischtian, der Güschtel, nur zögernd der Meinung seines Vaters beipflichtete. Der junge Mann war wirklich hässlich; auf dem kleinen, gedrungenen Körper sass ein viel zu grosser Kopf, und das breite gelbe Gesicht trug Züge, die unwillkürlich an ein Froschgesicht erinnerten.

Noch während sich der Vater mit den Gendarmen unterhielt, drückte er sich still bei Seite und ging auf das noch stehengebliebene Wohn-



Phot. A. Imbs

Oberschöffolsheim

haus des Kreuzhofes zu. Auf der steinernen Treppe kam ihm die Odile entgegen.

Aus leidvollen Augen und fragend schaute das Mädchen über den Nahenden hin. Dieser aber kam nur zögernd näher. Schüchtern und stotternd auch klang seine Stimme, als er sagte. «Ich wollte dich nur fragen, Odile, was der Vater macht, und dir sagen, dass du dich nicht um das gerettete Vieh zu bekümmern brauchst. Das meiste ist bei uns untergebracht und gut versorgt. Morgen, wenn die Versicherungsmenschen da gewesen sind, werden wir auch gleich mit unserm Fuhrwerk mit den Aufräumungsarbeiten beginnen.»

Ueber die Züge des Mädchens flog ein freundlicher Schein. «Ich danke dir, Güschtel, für die Nachfrage und für euer Gutsein. Dem Vater geht es noch nicht am besten, und er wird wohl einige Tage liegen bleiben müssen. Hoffentlich trägt er von der furchtbaren Aufregung keinen bleibenden Schaden davon. Wenn er wieder besser ist, werde ich es dir sagen lassen, damit du wieder kommen kannst und er dir und deinem Vater selbst danken kann,» sagte sie herzlich.

«Ich darf also wieder kommen!» Das hässliche Gesicht des Burschen erstrahlte förmlich.

«Gewiss darfst du wieder kommen, entgegnete das Mädchen leise. «Der Vater will es sogar.» Dann wandte sie sich hastig ab und ging rasch in das Haus zurück.

Es dauerte aber mehrere Tage, bis sich der Zustand des Kreuzhofbauern soweit gebessert hatte, dass die Nachbarsleute, Vater und Sohn, zu ihm kommen konnten. Die Odilie hatte ihm schon erzählt, wie sich die Ohlmanns um den zerstörten Hof, um das Vieh und um den Fortgang der Feldarbeiten bekümmert hatten, und wie sie alles abgewendet, was sie in Ungelegenheiten und Verlegenheiten hätte stürzen können. Der Kreuzhofbauer hatte still zugehört. Nach einer guten Weile erst und während sein Blick gedankenverloren an der Decke hing, war es mühsam über seine Lippen gekommen: «Und, Odile, ist es dir nicht leid, dass wir den Ohlmanns so zu Dank verpflichtet sind? Kind, du brauchst nicht mehr an das zu denken, was ich dir in jener Nacht gesagt habe. Mit dem Versicherungsgeld können wir uns schon einige Zeit helfen, bis vielleicht wieder bessere Zeiten kommen. Du sollst dich nicht opfern. Das habe ich sicher nicht gewollt.»

Da war ein matter Schein in den Augen des Mädchens aufgeleuchtet, und mit müder, aber ruhiger Stimme, hatte es geantwortet: «Lieber Vater, mach dir doch keine unnützen Sorgen und Gedanken. Ich habe wohl eingesehen, dass du recht hattest, und ich werde den Güschtel heiraten, wie du es wünschest. Um dir und mir die Heimat zu erhalten, ist mir kein Opfer zu gross; es ist ja nur ein kleines, Vater Reden wir nicht mehr davon! Das Versicherungsgeld wird dir ja nicht viel nützen. Bedenke, dass wir

wieder bauen müssen. Ueberhaupt, der Berty ist spurlos verschwunden; er wird mir nicht mehr in den Weg laufen. und so wird mir vieles leichter! Noch einmal, Sorge dich nicht! Es wird schon noch alles gut werden.»

Es hatte nicht den Anschein gehabt, als wäre der alte Bauer so ganz von der Meinung seiner Tochter überzeugt gewesen, denn seinen schmalen Lippen war ein gequältes Stöhnen entschlüpft.

An einem freundlichen Septemberabend betraten die Nachbarsleute. Vater und Sohn, das Krankenzimmer des Kreuzhofbauern. «Ich habe euch viel zu danken, Ohlmann», sagte der kranke Bauer leise, indem er den beiden Angekommenen aus seinem Bett die Hand entgegen streckte. — «Gar nichts hast du zu danken, Nachbar,» wehrte der Ohlmannvater lachend ab; er ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie derb. «Du hast nur zu machen, dass du recht bald aus dem Nest kommst und dich wieder selbst um den Hof bekümmerst. Weisst, wenn wir was sagen, ist es doch nicht dasselbe, als wenn der Eigentümer kommandiert. Die Leute merken ganz genau, dass der Meister fehlt.»

«Krischtian,» die Stimme des Kreuzhofers nahm unwillkürlich einen vertrauteren Ton an, als er so sagte. «Krischtian, ich glaube, dass ich nie mehr so recht auf den Damm komme, und dass ich den Hof übergeben muss.»

In den Angen des alten Ohlmann blitzte ein lauernder Blick auf; aber ganz ruhig und ohne Hast zog er zwei Stühle an das Bett heran, und während er und sein Sohn sich breit und unständig darauf setzten, kam es vollständig gleichgültig aus seinem Munde: «Da wird aber deine Tochter bald heiraten müssen! Dumm ist es jetzt, dass der Berty spurlos verschwunden ist!»

«Der Berty! Der Berty! Der kommt doch gar nicht in Frage!» Die Stimme des Kreuzhofers hatte einen rauhen Klang, als er, ohne den Blick von der Decke zu wenden, die Worte hervorstiess.

«Der Berty nicht!» Etwas erstaunt tuend, aber sonst ganz gleichmütig, redete der alte Ohlmann wieder. «Es hat doch im ganzen Dorf geheissen, dass der Bursch dein Tochtermann wird!»

«Das ist gelogen!» Ueber das bleiche Gesicht des Kreuzhofers ging eine dunkle Röte. Die bestimmt abgegebene Erklärung des kranken Bauern schien den alten Ohlmann nicht sonderlich zu bewegen. Nur die Augenlider senkten sich etwas tiefer über seine grauen Augen; sonst aber behielt seine Stimme denselben gleichgültigen Klang: «Das ist auch gut so! Der

Berty hätte wohl auf der Photographie ein schöner Kreuzhofbauer gegeben; aber, na, ich meine, der, welcher Bauer werden will auf dem Hofe, der muss doch noch etwas anderes haben, als nur eine schöne Larve. Und jetzt, jetzt dürfte er erst recht mit seinen frechen Ansprüchen daheim bleiben. Einem Brandstifter würdest du sicher dein Kind nicht geben.»

«Einem Brandstifter! Einem Brandstifter!» Wie von einer Schlange gebissen, fuhr der Kreuzhofbauer in die Höhe. Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Kranke auf den Sprecher: «Was sagst du? Der Berty, ein Brandstifter!»

Der alte Ohlmann blieb vollkommen ruhig. Keinen Ton höher fuhr er in seinem Reden fort: «Ja, ja ein Brandstifter ist der; er weiss schon warum er sich versteckt hält. Lass dir mal von dem Güschtel hier das Geschichtlein erzählen, das er mir leider erst heute morgen gesagt hat. Hätte ich es eher gewusst, würden die Gendarmen wahrscheinlich lebhafter nach dem Verschwundenen suchen». Bei den letzten Worten schien er etwas erregter zu werden; er nickte mehrmals heftig seinem Sohne zu und grub die Daumen in die Schenkel. Der junge Mann, der bisher stumm auf seinem Stuhl gesessen hatte und verlegen den Hut in den Händen drehte, wurde noch verlegener. Mit feuerrotem Gesicht und unbeholfen stotternd begann er endlich zu erzählen: «Bei dem wüsten Wetter an jenem Abend bin ich noch in unseren Hof gegangen, ich habe auch noch ein wenig über die Mauer in euren Hof geguckt, und da sah ich durch das grosse Tor in der Scheune einen Lichtschein. Gleich darauf bemerkte ich in der dicken Finsternis eine Männergestalt, die in höchster Eile dem Wohnhaus zu sprang. Als ein neuer Blitz aufleuchtete, verschwand die Gestalt in der Türe der Knechtekammer. Ich habe den Mann nicht genau erkannt, aber ich glaube bestimmt, dass es der Berty war. Es kann ja nur dieser gewesen sein; denn mit dem anderen Knecht habe ich kurz vorher vor unserm Hoftor noch gesprochen.»

{ Der Sprecher schwieg mit einem tiefen Aufatmen, als hätte er eben eine ausserordentliche Leistung vollbracht. Anerkennung heischend sah er auf den Vater. Dieser sass steil aufgerichtet auf seinem Stuhl; keine Muskel bewegte sich in dem scharfgemeisselten Gesicht. Vollständig ruhig war auch seine Stimme, als er seine Augen zu dem Kranken wendete und sagte: «Na, was sagst du jetzt? Kannst du noch zweifeln, dass der Berty wirklich der Brandstifter ist? Ich werde jedenfalls den Gendarmen meinen Verdacht mitteilen?»

«Nein, das werdet ihr nicht!»

Ganz zusammen fahrend wandten sich die beiden Ohlmanns zur Türe, in der plötzlich die Odile stand. Das schöne Gesicht des Mädchens war blass, und die Augen blickten daraus wie zwei erloschene Sterne. Auch ihre Stimme hatte einen ganz unnatürlichen, tonlosen Klang, als sie nochmals wiederholte: «Nein, Ohlmann, ihr werdet das nicht tun, wenn ich den Güschtel heiraten soll!»

«Was, du willst den Güschtel jetzt heiraten!» Der alte Ohlmann sprang wie von einer Feder geschneilt von seinem Sessel in die Höhe. Vielleicht das erstmal in seinem Leben verlor er die Herrschaft über sich selbst und konnte nicht verhindern, dass sein hartes Gesicht der Spiegel einer grenzenlosen Ueberraschung wurde. «Du willst wirklich den Güschtel heiraten?» Noch einmal stotterte der alte Bauer die Worte hervor.

Mit einem wehen Blick streifte das Mädchen den ganz verduzt auf seinem Stuhl sitzenden Burschen und sagte nochmals leise: «Ja, ich habe es mir überlegt. Hat euch denn Vater das noch nicht gesagt? Um Gotteswillen, er ist ja ohnmächtig!» Mit einem lauten Aufschrei stürzte sie zum Bette.

Der Kreuzhofer lag wirklich wie tot in den Kissen; ganz verfallen schien das Gesicht. Als er nach kurzer Zeit die Augen wieder aufschlug, wanderte sein Blick verwundert zwischen seiner weinenden Tochter und den beiden Männern hin und her; kaum vernehmbar flüsterte er: «Der Berty hat unsern Hof angezündet; der Güschtel hat ihn gesehen. Und du wirst jetzt den Güschtel heiraten, gelt Odile, du hast es doch gesagt!»

Das Mädchen antwortete nicht gleich; laut weinend warf es sich über das Bett, grub ihr Gesicht in die Kissen und quälte nach einer

Weile stossweise die Worte hervor: «Ich habe gemeint, du hättest es schon gesagt, Vater. Nun habe ich mich noch selber weggeworfen! O Mutter, Mutter...»

Dem Ohlmann schien die Situation ungemütlich zu werden. Die Nase schnäuzend, trat er näher an das Bett heran, ergriff die Hand des Kreuzhofers und sagte in dem alten gleichgültigen Ton: «Du musst dich nicht so aufregen. das schadet dir nur. Versuche jetzt zu ruhen und zu schlafen. Morgen abend kommen wir wieder und dann werden wir alles Notwendige eingehend und ausführlich besprechen. Natürlich werde ich niemand etwas sagen, Odile, du kannst ganz beruhigt sein.» Er wollte auch dem Mädchen die Hand geben. Als aber dieses das Gesicht nicht aus den Kissen hob, zog er sie rasch wieder zurück. Den Sohn, der noch einen schmach tenden Blick zu dem Mädchen hinwarf, energisch vor sich herschiebend, verliess er mit einem kühlen Gutenacht-Gruss das Zimmer.

Als die Haustüre hinter den Fortgehenden zuklinkte, richtete sich die Odile auf. Mit einem unendlich traurigen Blick sah sie auf den Kranken und sagte leise: «Vater, du darfst nicht mehr behaupten, dass der Berty ein Brandstifter ist. Den Güschtel werde ich heiraten, wie du es haben willst; aber an den Berty will ich denken, wie an einen, der eine solche Gemeinheit nicht tun kann. Und er hat es auch nicht getan. Wenn die Scheune angezündet worden ist, dann hat die Freveltat einer auf dem Gewissen, den der Herrgott auch noch finden wird.»

Ueber das Denken des Kreuzhofers schien sich wieder eine schwarze Wand zu breiten; die Augen blickten starr, und seiner Brust entrang sich ein gequältes Stöhnen.

Elsässisches Städtchen

Ein Städtchen aus jahrhundertfernen Zeiten,
Die Gassen winklig, spärlich nur erhellt,
Die Geister längstversunkner Tage gleiten
Durch diese halbvergess'ne kleine Welt.

Ein Wirtshausschild grüsst müde Wanderschritte
Und lockt in eines Hofraums Dämmerchein.
Es knarrt das alte Holz hier unterm Tritte,
Und eine enge Treppe ladet ein.

Die luftge Galerie in kühnem Bogen
Schmiegt traulich sich den morschen Wänden an.
Geranien blühen in leuchtend heitern Wogen
Und ziehen rings die farbenfrohe Bahn.

Hier schlich vielleicht vor vielen hundert Jahren
Der Cavalier zu seiner Liebsten traut,
Als einst noch Barbarossas Heldenscharen
Das Städtlein füllten mit versunknem Laut.

Régine Lark.

||||| Ausschau |||||

Ausstellung christlicher Kunst in Colmar

17. 5. — 31. 5. 1934.

Für den Monat Mai kündete man uns die Eröffnung einer Ausstellung christlicher Kunst in Colmar an. Dies Versprechen barg lockende Verheissungen in sich, aber auch ernste Bedenken. Die christliche Kunst grüsst uns nirgends in so zarter Mystik wie vor «Unserer Lieben Frau im Rosenhag» des Colmarer Martinsmünsters. Nirgends entfesselt sie in uns so gewaltige Akkorde wie im Chore von «St. Johann Unter Linden». Darum pilgerten wir bisher nach Colmar, um die Werke der Vorwelt willen. Würde die Mitwelt vor ihr bestehen können? Wäre es erstaunlich, wenn sich die Nachkommen in verstummender Bewunderung tatlos beschieden hätten? Es war darum ein keckes Wagnis, als die junge Vereinigung der christlichen Künstler des Elsass ihre erste Ausstellung nach Colmar verlegten: sie scheuten es nicht, den Vergleich mit dem Besten zu wecken, die grösste Tradition elsässischer Kunst an geweihter Stätte wieder aufnehmen zu wollen.

Nicht als ob das moderne Colmar bisher im Elsass in der christlichen Kunst hintenan gestanden hätte. Zur selben Zeit, als Oster in der St. Andreaskapelle der Rappgasse seine stillen Fresken voll klassischer Schulung und romantischer Empfindsamkeit schuf, standen in Colmar die Klém'schen Werkstätten für kirchliches Kunsthandwerk. In langem Kampfe bewährte sich ihr Streben nach künstlerischer Vollendung ihrer Schöpfungen. Wie regten sich dort in emsigem Wettbewerb alle Kräfte, als es galt, St. Martins Münster zu neuer Schönheit erstehen zu lassen. Der Geist der Dombauhütten schien da aufzuleben, als Aflred Klem und Gasser die neuen Altäre schufen, als Camille Rudmanns Ringen mit der gotischen Formenwelt zu überraschendem Reichtum des Ornaments und eigenartigen Lösungen für das Mobiliar führte. Damals schuf auch Waderé seine Apostel. Es schien, als ob Colmar, das sich solange an Bartholdis Fanfaren berauscht hatte, nach dem Tode dieses grossen Patrioten, die verwaiste Stelle der stilleren religiösen Kunst des Schöpfers der «Rosa Mystica» von Jung St. Peter einräumen wollte.

Dann kam der Krieg. Theophil Klem starb, und sein Atelier löste sich auf. Der Lärm politischer Erregung und wirtschaftlicher Verwirrung übertönte die Wirksamkeit unserer Künstler. Auf dem Kunstmarkt tobten sich indessen wilde Effekthascherei und dreiste Spekulation ungehemmt aus. Kulturlose Kriegsgewinnler zahlten den Zauber wie die Zeche, denen der Aschermittwoch nicht erspart blieb. Wohl ist diese Walpurgisnacht verhallt. Aber die Not wuchs und lastete schwerer noch als sonst auf unseren Künstlern. Darum ist ihr Zusammenschluss, ist die Gründung der Vereinigung christlicher Künstler im Elsass, darum ist diese Ausstellung nicht bloss freudigem Wettbewerb und dem Bedürfnis nach Anerkennung der Mitwelt entsprungen: sie ist ein Notschrei mehr in unserer zerrüttelten Zeit. Wird er ungestört verhallen?

Schon horchten aber andere Notleidende auf, verschämte Arme eigener Art. Nach dem Zusammenbruch unserer Welt und ihrer Geltungen zog unendliche Ver-

zagtheit in die Seelen ein. Aus Zweifel und Mutlosigkeit horchten sie auf: Die christliche Kunst, was vermag sie uns noch zu geben nach alledem?

Aus solchen Erwägungen heraus betrat mancher Kunstfreund mit geteilten Empfindungen die frühere Kapelle des Katharinenklosters. Eine freudige Ueberraschung harnte seiner. Der erste anmutende Gesamteindruck der Ausstellung beschwichtigte den misstrauischen Pessimismus, dem ein orientierender Rundgang völlig den Garaus machte.

Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Glasmalerei und mancherlei Kunstgewerbe vereinigten ihre Schöpfungen zu harmonischer Wirkung. Die Architektur hätte an Zahl besser vertreten sein dürfen, doch bot sie in gediegener Qualität gute Gewähr für eine hoffnungsreiche Zukunft. Chrétien Schoffit und C. F. Müller traten für Colmar selbst würdig ein. Der Lothringer betrachtete mit grossem Interesse die Entwürfe der neuen Ordensniederlassung, die in Saargemünd auf dem Blauberg Emile Hubers Landsitz ersetzt, der einst der Sammelpunkt der Kunstfreunde und Forscher des Landes war. Von Strassburg kamen ansprechende Entwürfe zu einer Gedächtnishalle von A. Molz und Pläne einer Basilika von A. Reitler. Die schöne St. Barbarakirche, die Georges Debut in Mülhausen für den Industriebezirk von Wittenheim geschaffen, weckte reges Interesse. Gern hätte man in Colmar auch Proben der Fresken Desvallières gesehen, welche so lebhaft Meinungskämpfe über die Ausschmückung von St. Barbara im Lande entfesselten. In der St. Gerhard-Kirche zu Hagenau verstanden es die Architekten von Horn-Voegtlin die Wirkung der altchristlichen Basilika mit der modernen Betontechnik in Einklang zu bringen. Die Malereien von der Hand Bruder Notgers O. S. B. vollendeten in weiser Mässigung die starke Harmonie, welche dieses Gotteshaus erfüllt. Edles Streben leitet unsere Architekten; bei allen Konzessionen an die Vergangenheit lebt in den Werken neuzeitiger Wille. Nirgends begegneten wir aber jener selbstischen Brutalität, die um einer angeblich reinen Zweckform willen gegen Malerei und vor allem gegen die Skulptur einen mörderischen Vernichtungskampf führt.

Und doch war es gerade die Bildhauerei, die auf der Colmarer Ausstellung ausserordentlich hervortrat. Dort dominierte Pierre Klein nicht bloss um der beherrschenden Unterbringung seiner Pieta willen. Edouard Preisser bestätigte seinen Anspruch auf eine achtungswürdige Stellung im Elsässerland. War ihm dies vielleicht bisher noch nicht allseitig zuerkannt, so hat sie sich auch der Cronenburger Bildhauer Schäfer in Colmar unbestritten errungen. Alfred Klem, der Leiter der Strassburger Dombauhütte, stellte in dem für ihn allzuengen Rahmen der Firma Brutschi aus. Zu seinem bekannten Grabmal Bischof Fritzens fügte er ein Bildnis Bischof Ruchs. Alfred Klem lässt wie Camille Rudmann und dessen Mitarbeiter L. Stampfler die Erinnerung an die guten alten Traditionen des «Atelier Klem» aufleben, an die auch die Rappoltsweiler Werkstatt Brutschi und Berger

und Rudolf in Ingersheim angeschlossen zu haben scheinen. Mit Freude begrüßen wir Paul Spindler, Charles Spindlers hoffnungsvollen Sohn. Aller Ehren wert präsentiert der Colmarer Geiss seinen göttlichen Kinderfreund und das lebensvolle Medaillon Abbé Haegys. Auch sein Entwurf eines Geilerdenkmals für Kaysersberg spricht an. Den Egisheimer Bildhauer E. Keck führte die Not der Tage aus der Fremde zurück. Eine ganze Reihe prächtiger Holzskulpturen nimmt uns schnell für den Künstler ein. Möge er sich bald in der Heimat die Stellung schaffen können, die sein Werk verdient.

Die Skulptur gewinnt schwerer als die Malerei unmittelbare Fühlung mit der Masse der Kunstfreunde. Darum fanden sie dankbar einen so grossen Teil unserer Bildhauer in Colmar vereint, wo diese im Rahmen der kirchlichen Kunst Zuflucht suchten vor dem verderbenbringenden «Nacktkult», dem die Architektur des Tages fröhnt. Eine Fülle schaffender Kräfte harret hier lohnender Aufgaben — und doch ist mit ihr die Zahl unserer heimischen Meister der Plastik noch nicht erschöpft.

Unter den Malern war es unser vielseitiger René Kuder, der sich auch auf religiösem Gebiete den Vorgang wahrte. Der Kreuzweg von St. Magdalenen in Strassburg prangte am Ehrenplatze. Kuders Sprache klingt uns so eigen stark und schon so altvertraut, dass wir uns ihr gern kritiklos hingeben. Gerne verzeihen wir ihm einige gesuchte metallische Effekte vager Stuckscher Manier, wenn sie uns nicht an die ersten weissen Haare auf einem lieben Haupte erinnerten. Charles Spindler führt uns einen Kreuzweg in der ihm eigenen Intarsientechnik vor. Sie zeugt von voller Schaffenskraft. Und

doch ergreift uns vor seiner St. Odilienkomposition mit Wehmut die vertraute Symphonie von St. Leonard; sie verkörpert die elsässische Kunst, die mit unserer Generation heranwuchs, die uns in jungen Tagen liebge worden, in die wir uns hineingelebt haben. — Zum Glück stehen viel verheissend Paul Spindlers Arbeiten neben an. Möge es ihm vergönnt sein, dem Elsass zu werden, was ihm der Vater bedeutet.

«Gehen zu Grab die alten Zeiten —
Unser Herrgott schafft sich neue.»

Die Glasmaler waren ausser durch Arbeiten Joseph Ehrismanns auch durch tüchtige Leistungen L. Kempfs aus Türkheim und durch drei grosse Fenster der Strassburger Firma Ott vertreten. Auch das Kunstgewerbe trug das Seine zur Vervollständigung des reichen Bildes der Colmarer Ausstellung bei. Kunstschlosserei und Goldschmiedekunst kamen zu Worte. Unter den prächtigen Paramenten seien die Leistungen von Frau Robert Gall besonders hervorgehoben.

Die Ausstellung brachte den erfreulichen Beweis, dass es an geschulten Kräften im Elsass nicht fehlt. Mögen günstige materielle Verhältnisse ihnen reiche Entfaltung gewähren. Im Innersten der Menschenbrust aber können nur jene Gewalten erstehen, deren fruchtbares Wirken sich in einer wahrhaft religiösen Kunst äussert. Es fiel manches Wort bei Gelegenheit dieser erhebenden Kundgebung, das fürchten lässt, dass selbst von bestgesinnter Seite der christlichen Kunst schmerzlich hemmende Bevormundung drohen könnte. Religiöse Kunst und christliche Kunst werden uns eine kirchliche Kunst gewährleisten, ohne in ihr aufgehen zu müssen.

L. Kübler.

Büchertisch

Jahrbuch des Geschichtsvereins für Stadt und Tal Münster. Bd. 7. Buchschmuck von Hans Matter. Münster, Im Selbstverlag des Vereins, 1934. 197 S.

Das verdienstvolle Wirken dieses von Dr. A. Wetzel trefflich geleiteten Vereins wurde in unserer Zeitschrift wiederholt hervorgehoben. Auch der vorliegende, gediegen ausgestattete 7. Band enthält wieder eine Reihe wertvoller Beiträge zur Münstertäler Lokalgeschichte. Wir sehen, dass in diesem Geschichtsverein frisches, fruchttragendes Leben herrscht, dass da berufene, kundige Männer am Werke sind, die mit viel Liebe und Hingebung arbeiten und als Lokalhistoriker Vorbildliches leisten. Der Tod August Scherlens hat leider in die Reihe der Mitarbeiter eine schwere Lücke gerissen, die so leicht nicht wieder auszufüllen ist. Als letzte Arbeit seiner nimmermüden Feder lesen wir in diesen Blättern willkommene Auszüge aus dem 1796 verfassten Hausbuch des Mühlbacher Schmieds Joh. Martin Edel. Eine wichtige Geschichtsquelle hat E. Herzog in seinem Beitrag «L'Obituaire de l'abbaye de Munster» erschlossen. Ad. Emig veröffentlicht interessantes Material über die Strassenbeleuchtung in Münster vor 100 Jahren. Dr. H. Gachot steuert eine mit bisher unbekanntem Quellenmaterial gut dokumentierte Abhandlung über den alten Bergbau im Münstertal bei. J. Matter ist mit einer aufschlussreichen und reizvoll illustrierten historisch-topographischen Abhandlung über das Münsterer Stadtviertel «Der Birken» vertreten, ferner mit Quellenveröffentlichungen: Quellen zur Verfassungsgeschichte von Stadt

und Tal Münster (IV und V). — Notizen aus dem alten Archiv von Stadt und Tal Münster. Ein Jahresbericht über das Vereinsleben beschliesst den schönen Band.

Dr. L.

Jahrbuch des Sundgau-Vereins. Verein für Geschichte, Geographie und Volkskunde des Sundgaus. Bd. 2. Mülhausen, «Alsatia»-Verlag 1934, 160 S. Preis 20 Frs.

Wie im Geschichtsverein für Stadt und Tal Münster herrscht auch im Sundgau-Verein, dem Generalrat Dr. Walch als Präsident vorsteht, reges geistiges Leben und Streben. Das zweite Jahrbuch übertrifft in mehrfacher Hinsicht den ersten Band, den wir voriges Jahr mit Recht als einen «vielversprechenden, wohl gelungenen Anhang» bezeichnet haben. Man staunt über die Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts und bewundert den Idealismus der Männer, die diese Leistung unter den herrschenden Umständen vollbracht haben. Auch der Tätigkeitsbericht und die stattliche Mitgliederliste zeigen, dass der junge Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens unter der wissenschaftlichen Leitung des regensamen und tüchtigen Schriftführers und Kassenwartes Paul Stintzi sich zu achtungsgebietender Höhe emporgearbeitet hat. Die diesjährige Jahrbuchgabe verdient rückhaltlose Anerkennung und heimatlichen Dank. Wehmütig stimmt die fesselnd geschriebene, gehaltvolle Abhandlung «Derer von Hagenbach Glück, Weh und Ende», mit welcher der im Januar 1934 verstorbene

Theobald Walter, ein trefflicher Kenner und Kunder Sundgaurischer Geschichte, Art und Sitte, diesen Band eröffnet hat. Aus dem weiteren Inhalt seien hervorgehoben die Beiträge von L. Freyther (Ein grabloser Priestergrabstein im Westsundgau), A. Behra (L'ancienne Cour dimière des princes-évêques de Bâle à Cernay), Paul Stintzi (Illfurt. Aus der Geschichte der Ortschaft und ihrer Umgebung — August Scherlen. In Memoriam), P. Descorps (L'épisode des Butenheim en 1246), G. Wyss (Schweiz und Sundgau im Laufe der

Jahrhunderte), St. Bilger (Die Hippoltskirch bei Sondersdorf, M. Sundgauer (Ein Dreigestirn aus Volkenberg). Miscellen, eine Bibliographie, ein Tätigkeitsbericht und die Liste der Mitglieder runden diesen stattlichen Jahrbuchband ab. Da derselbe nur in einer Auflage von 500 nummerierten Exemplaren gedruckt wurde, möchten wir Heimatfreunden und Alsatica-Sammlern, die den Band noch nicht besitzen, raten, sich recht bald eines der noch verfügbaren Exemplare zu sichern.

Dr. L.

Vogesen-Wanderungen

Oderen — Winterungssattel — Col du Page — Croix de Fresse — Bussang — Col de Bussang — Felleringen.

Gehzeit 6 1/2 Std.

a) Oderen — Winterungssattel. 1 1/2 Std.
Markierung: blaues W.

Vom Bahnhof links und bald links über die Bahn. Bei Teilung rechts der Strasse um den Bärberg folgen. Nach 10 Min. bei Teilung rechts und bald bei nochmaliger Teilung wieder rechts. Wegweiser: Werschmatt. Nach 5 Min. bei Teilung links. Bald auf Brücke über die Thur und den Weg links folgen. Nach 7 Min. Karrenweg links aufwärts. Man kreuzt einen Bach und folgt dem Pfad an den Wasserfällen aufwärts. Nach 10 Min. auf Brücke über den Wasserfall und aufwärts in 2 Min. zur St. Nikolauskapelle. Dem Pfad weiter aufwärts folgen und bald links Strasse. Nach 5 Min. Pfad rechts aufwärts. Kürzung einer Strassenkehre. An der Strasse der Toussaintbrunnen. Nach 3 Min. wieder die Strasse kreuzen. Nach 2 Min. der Strasse 2. Min. folgen, dann rechts Pfad aufwärts. Nun nocheinmal die Strasse kreuzen und in 5. Min. am Restaurant Werschmatt. Hier links aufwärts zur Strasse und derselben links folgen. Nach 20 Min. links über Matten aufwärts in 10 Min. zur Melkerei Strässel. Wirtschaft. Von der Melkerei rechts aufwärts in 5 Min. zum Winterungssattel.

b) Winterungssattel — Col du Page — Bussang 2 3/4 Std.

Im Sattel an der Steinmauer links aufwärts, dann rechts Pfad. Wegweiser: Col du Page. Der Pfad steigt zuerst bequem an und führt später wieder abwärts in 30 Min. auf eine Waldstrasse, welche man links aufwärts 2 Min. folgt in den Col du Page. Schutzhütte. Bei der Hütte dem breiten Fahrweg geradeaus eben

folgen. Markierung: rote Scheibe. (Links abwärts dasselbe Zeichen nach dem Drumont, rechts aufwärts grüne Scheibe zum Col du Collet). Nach 5 Min. bei Wegeteilung rechts aufwärts. Nach 20 Min. im Sattel Le Collet Pfad rechts aufwärts. (Links abwärts führt eine Markierung «rotes liegendes Kreuz» nach Bussang). Nach 20 Min. Weg kreuzen. (Links abwärts «grüner Strich» nach Bussang. rechts aufwärts dasselbe Zeichen nach der Ferme-Restaurant du Frère Joseph). Bald einen Fahrweg kreuzen. In 10 Min. im Col de Rochelotte. Schutzhütte. Hier Karrenweg aufwärts. Berg zur Linken. Nach 25 Min. bei Wegeteilung rechts weiter und bald bei nochmaliger Teilung links abwärts. Nach 7 Min. bei Wegeteilung links abwärts. In 15 Min. am Croix de Fresse. Daneben Schutzhütte. Schöner Blick auf Bussang und die umliegenden Berge. Von der Hütte dem Fahrweg über den kahlen Hang abwärts folgen. Bei einer Ferme Karrenweg kreuzen. In 30 Min. in Bussang.

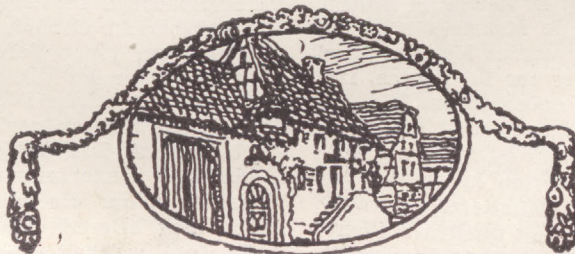
c) Bussang — Col de Bussang. 3/4 Std.
Markierung: blauer Strich.

Der Strasse links durch den Ort folgen. Bei Strassenteilung links bequem aufwärts in 3/4 Std. in den Col de Bussang. Wirtschaft hinter dem Tunnel auf elsässischer Seite.

d) Co' de Bussang — Wesserling. 1 1/2 Std.
Wer die Strassenwanderung scheut, kann mit dem um 3 Uhr 30 nachmittags am Col ankommenden Auto nach Wesserling fahren. Fahrpreis: Frs. 4.—

Ein schöner «rot» markierter Weg führt vom Tunnel in 1 Stunde aufwärts zum Drumont. Vom Drumont «gelber Strich» in 1 3/4 Std. abwärts nach Felleringen.

Alfred Gaessler



Hôtels recommandés

Ferme du Markstein

1100 mètres d'altitude

Inhaber : Alfred *DIERSTEIN*

Stations Lautenbach — St. Amarin — Wessering — Krüth. A proximité du Grand Ballon et lac du Lauchen. — Hauptverkehrspunkt der Routes des Crêtes. — Repas à toute heure froid et chaud. — Pension et chambres. — Cure de lait.

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Konfortable Zimmer mit fließendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elssässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire : Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin). Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges. Propriétaire : J. Lindecker.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Hôtel de l'Etang de Hanau.

Hôtel Hanauer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation : Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Bürejambon und Bürebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Prop. : Gustave Kunder (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop. : Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations : Lautenbach, Metzeral et Krüth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop. : Beyer.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Diners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité : Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Prop. : Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychotherapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strongbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romansviller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un
grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses
ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant
et après saison. Propr.: G. Schneider.

Visitez la Vallée alpine du

MONTAFON

tout près du lac de Constance

Posthotel „Taube“ à Schruns

(Voralberg) Autriche

Propriétaire : P. NELS de Thionville

Tout confort.

Prix modérés.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

Alsatica-Sammler

Zu verkaufen eine Sammlung «Le Grand Messager
Boîteux» de Strasbourg von 1802 ab, als ganze Collec-
tion oder als einzelne Jahrgänge.

Mme. Hagenmüller Hesselbacher, 11, rue des
cloches, Colmar.

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach